Heft 11 November 1994 8,– DM

C 12611 F

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Kohls letzter Sieg. Und was dann?
- Einer muß der Pitbull sein: SPD und Polizeistaat
- Haiti: Ledernacken für den Sozialismus
- Auflauf: Nazis unter Artenschutz
- Hollywoods junge Garde des Lumpenproletariats

in konkret November 1994

von konkret

an konkret

Kohls letzter Sieg von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Rührige Helfer von Oliver Tolmein
Das Image der SPD, in Fragen der Inneren Sicherheit das kleinere Übel darzustellen, ist für die Partei so ärgerlich wie unverdient. Szenen des hartnäckigen, aber glücklosen Liebeswerbens der Sozialdemokratie um die »Kampforganisationen der Bourgeoisie« (Stalin)

Die 29er sind da! von Otto Köhler
Die »Neunundachtziger«, die deutschnationalen Kämpfer um den Hitlerdeuter Rainer Zitelmann, haben sich zu einer Neoharzburger Front zusammengeschlossen

Jeder ist uns der nächste 32 von ARCHIV FÜR SOZIALPOLITIK

Vereinigte Finsterlinge von Carsten Otte, Henrik Ghanaat
Eine gründliche Analyse der Parteienwerbung zur Bundestagswahl hätte den für Millionen Wähler mühsamen Gang zur Urne überflüssig machen können

Kündigungsschreiben von Georg Fülberth
Ein Papier aus der Grundsatzabteilung der IG Metall sorgt derzeit für Unruhe. Die Bildungsarbeit der Gewerkschaft wird darin als dogmatisch marxistisch kritisiert und es wird empfohlen, die Hardliner zu feuern

Marines for peace? von Dario Azzelini
Auf Haiti ist die eigentümliche Situation entstanden, daß die USA vorgeben, an der Seite eines Präsidenten einzumarschieren, den man für einen Sozialisten halten muß

Fluchten von Christian Eggers
Die Solidaritätsbewegung streitet sich über Kuba. Politische Solidarität entwickelt sie nicht

Durchs wilde Kurdistan von Jakob Bauer
Im Kampf gegen die Unterdrückung der kurdischen Bevölkerung durch den türkischen Staat hat die militante PKK seit Jahren die Hegemonie. Über das völkische und nationalistische Programm und die reaktionäre Symbolik der Partei schweigen ihre deutschen Freunde

Riskante Strategie von Pit Wuhrer
Mit der Ankündigung einer unbefristeten Waffenruhe hat die IRA ihrer Partei Sinn Féin den Weg an den Verhandlungstisch freigemacht. Aber was kann da schon verhandelt werden?

Das Archiv als Plantschbecken von Georg Fülberth
Verrat überall: Beim Versuch, Entstehung, Dauer und Untergang der DDR zu erklären, behelfen sich Zeitgeschichtler und -zeugen mit allerlei obskuren Verschwörungstheorien

Juristische Weltanschauung und deutsche Lebenslüge von Helmut Ridder, Georg Fülberth

KONKRET-Gespräch mit Helmut Ridder»Diese typische deutsche Vorstellung vom Staat und die daraus immer neu hervorgehende Praxis antirevolutionärer Staatsräson – das ist es, was mich interessiert.« Zweiter Teil eines Gesprächs mit dem emeritierten Professor für Öffentliches Recht und Politische Wissenschaft an der Universität Gießen, Helmut Ridder (Teil 1 erschien in KONKRET 10/94)

Kunst & Gewerbe

Serious Entertainment von Frank Müllers

Er gilt hierzulande vor allem als Autor eines Romans, der erst durch seine Verfilmung bekannt geworden ist. Dabei hat der am 25. November 1993 verstorbene englische Schriftsteller Anthony Burgess ein sowohl erfreulich unfeierliches als auch umfangreiches Werk hinterlassen

Who's left von Oliver Tolmein

»Weizsäcker der Autonome«Die autonome L.U.P.U.S.-Gruppe

Buch des Monats: Revolutionäre Gymnastik von Klaus Bittermann

Abel Paz: Durruti. Leben und Tode des spanischen Anarchisten. Edition Nautilus 1994, 734 Seiten, 68 Mark

Scheiße passiert von Manfred Hermes

Robert Zemeckis' neuer Film »Forrest Gump« arbeitet mit einer Geschichtsphilosophie, die aussieht wie von einem Computer entworfen

All That Heaven Allows von Michael Nauert

Auf dem New Yorker Filmfestival wurde der White Trash Film, dessen Renaissance vor acht Jahren mit »Blood Simple« begann, als repräsentatives Thema der Neunziger erkannt und zur Dekonstruktion freigegeben. Mit Natural Born Killers und Pulp Fiction kommen zwei Filme ins Kino, die die unterschiedliche Richtung andeuten, die die Debatte nehmen wird

Drachenköpfe von Max Annas

Warum erhalten neue chinesische Filme zuletzt veritablen Zuspruch beim deutschen Publikum? Weil es sich darin wiedererkennt

Die Seele des Kretins von Jens Hoffmann

Wim Wenders hat ein Buch geschrieben. Offensichtlich hat er tatsächlich die Kamera dazu benutzt

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Never Look Back von John Starks, Gunter Blank

Am 4. November beginnt die neue Saison der Profi-Basketball-Liga NBA. Gunter Blank nahm dies zum Anlaß für ein Interview mit dem Aufbauspieler der New York Knicks

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 11/94, S. 4

von konkret

In der Reihenfolge ihres Auftretens sind Peter Zadek, Peter Schütt, Franz Josef Degenhardt, Howard Carpendale, Daniel Cohn-Bendit, Marcel Reich-Ranicki, Averell Dalton, Rantanplan, Klaus Hartung, Helmut Schmidt, Marion Dönhoff, Peter Glotz, Stefan Heym, Rolf Hochhuth, Ulrich Greiner, Christa Wolf Biermann, Ernst Nolte, Günter Schabowski, Egon Krenz, Monika Maron, Hermann Kant, Vera Oelschlegel, Erich Böhme, Konrad Weiß, Frank Schirrmacher, Antje Vollmer, Ulrike Meinhof, Lutz Rathenow, Jürgen C. Jagla, Peter Schneider, Christian Delius, Hans Magnus Enzensberger, Martin Walser, Claus Leggewie, Cora Stephan, Hans Christopf Buch, Botho Strauß, Dan Diner, Michael Gorbatschow, Karl Marx, Helmut Kohl, Alice Schwarzer, Astrid Albrecht-Heide, Theodor W. Adorno, Simone de Beauvoir, Jean Paul Sartre, Georgio Armani, Margitta Hösel, Ulla Hahn, Stefan Hermlin, Klaus von Dohnanyi, Peter Handke, Alexander Solschenizyn, Walter Jens, Fidel Castro, George Bush, Dunja Melcic, Dieter Cycon, Györgi Konrad, Vera Lumpe, Sabine Holm, Irmgard Schwaetzer, Sabine Sauer, Marlene Dietrich, Gerlinde Hämmerle, Oskar Lafontaine, Friede Springer, Klaus Naumann, Bernhard Servatius, Volker Rühe, Vera Wollenberger, Bernd Rauschenbach, Arno Schmidt, Immanuel Kant, Theo Sommer, Kurt A. Körber, Michael Stürmer, Jan Philipp Reemtsma, Siegfried Lenz, Heinrich Böll, Che Guevara, Heinz G. Konsalik, Johannes Mario Simmel, Uta Danella, Fritz L. Brune, Jobst Siedler, Richard Schröder, Franz Josef Strauß, Thomas Schmid I., Jürgen Fuchs, Gerhard Stoltenberg, Reiner Pfeiffer, Günter Wallraff, Peggy Parnass, Bernt Engelmann, Joscha Schmierer, Karl Kraus, Peter Kraus, Ignatz Bubis, Michael Wortha, Rudi Dutschke, Leni Riefenstahl, Thomas Schmid II., Karl Carstens, Heiner Geißler, Heinrich Köppler, Hannelore Kohl, Heinz Bude, Paul Watzlawik, Rocco Giordano, Alexander Jakowlew, Gerd Bucerius, Michel Friedmann, Peter Hacks, Heinar Kipphardt, Hellmuth Karasek, Walter Hinck, Wolfgang Schivelbusch, Walter Ulbricht, Erich Honnecker, Paul Verner, Heiner Müller, Johannes Gross, Matthias Beltz, Günter Herburger, Rainer Langhans, Mathias Bröckers, Wolfgang Neuss, Jesus, Buddha, Hitler, Hartmut Palmer, Fritz J. Raddatz, Kurt Tucholsky, Jürgen Fuchs, Gert Ueding, Michael Schneider, Karin Reschke, Martin R. Dean, Thorsten Becker, Ulla Berkevicz, Josef Zoderer, Jürg Amann, Patrick Süskind, Dagmar Berghoff, Erich Mielke, Reiner Eppelmann, Heinrich Himmler, Richard von Weizsäcker, Rolf Schneider, Siegfried Unseld, Hans Halter und Hans-Ullrich Gallwas die handelnden und behandelten Personen in Hermann L. Gremlizas kultur- und literaturkritischem Sammelband »Ganghofer im Wunderland«, der zum Preis von 16 Mark ab 2. November im Zeitschriftenhandel zu haben ist.

Die Herausgeber-Kolumne »Sterben für Godesberg?« (10/94) ist auf heftige Reaktion insbesondere bei den sozialdemokratischen Fraktionen der Soli-Bewegung gestoßen. Da umfangreiche Erwiderungen (je eine sogar aus Österreich und aus Schweden) zu spät eintrafen, um in der vorliegenden Ausgabe berücksichtigt zu werden, hat der Autor sich entschlossen, an dieser Stelle einer kritischen Zuschrift aus Marburg mit Selbstkritik zu begegnen. Der Satz nämlich

Und zweitens ist die Weltgeschichte zur Zeit nicht an einem Punkt, an dem ein Blutbad die breitesten Schichten der durch Not und Unwissenheit niedergedrückten Arbeiter zu bewußtem Leben erwecken und unter ihnen den Geist edlen Hasses säen könnte, sondern der Tod in Havanna bloß das Gefühl bestärkte, der Kapitalismus habe ein für allemal gesiegt

ist, wie der Marburger Kritiker (seinen Namen sollt Ihr nie erfahren, es ist der Georg Fülberth) richtig schreibt, »kaputt«: Das »nicht« steht sieben Wörter zu früh.

Konkret 11/94, S. 6

an konkret

Aus jedem Fenster ein Gewehrlauf

KONKRET 10/94: »Sterben für Godesberg?« von Hermann L. Gremliza

Das Lenin-Zitat am Anfang zeigt es schon: Auch Hermann L. Gremliza gehört offenbar zu den Leuten, die von den Reden Fidel Castros nur den letzten Satz behalten können, weil er so schön unter die Haut geht.

Doch damit nicht genug: Auch der Unterschied zwischen den Revolutionären und der Bevölkerung, den die imperialistischen Kräfte seit 1959 herbeizureden versuchen, ging dem Autor offenbar schon in Fleisch und Blut über. Was würde die »Bevölkerung« wohl dazu sagen, wenn die »Revolutionäre« – oder sagen wir doch einfach: Fidel Castro, denn die Cubaner kämpfen ja sowieso nur um »den schäbigen Rest Regierungsgewalt« – »der Bevölkerung« erklären wollten, daß sie die Früchte der in den letzten 35 Jahren geleisteten Anstrengungen nun für ein Frühstück bei McDonald's in Zahlung geben sollen?

Und bei dieser Gelegenheit sollen sie auch noch dem ehemaligen Peiniger erklären, was sie alles falsch gemacht haben.

Die Revolution erstmal ausknipsen und dann schön in Ruhe analysieren, damit's beim nächsten Mal besser klappt?

Es stimmt schon: Der sicherste Weg, den Kampf zu beenden, ist die Aufgabe. Der sicherste Weg, das Elend zu beenden ist, den Kampf weiterzuführen. Millionen von gefallenen Revolutionären in der Geschichte müssen sich offenbar geirrt haben. Hätten sie die Gleichung von Hermann L. Gremliza gekannt – »kein Sozialismus – kein Tod« – , wäre das nicht passiert.

Cuba befindet sich in einer außerordentlich prekären Situation. Der Grund warum die USA in Cuba noch nicht interveniert haben, besteht darin, daß sie, wie das ein cubanischer »Dissident« einmal ausdrückte, keine Lust haben, in ein Land einzumarschieren, in dem aus jedem Fenster ein Gewehrlauf ragt. Es braucht nicht darüber spekuliert zu werden, wie eine militärische Auseinandersetzung zwischen der Weltmacht USA und Cuba ausgehen würde. Doch warum nicht die Unkalkulierbarkeit des Risikos für die USA aufrechterhalten und retten, was zu retten ist? Noch besteht die Chance. Und solange die Cubaner diese Einschätzung teilen, ist es die Aufgabe der Linken in den Metropolen, die unter besseren Bedingungen kämpfen können, den Kampf fortzusetzen und die Cubaner zu unterstützen.

Und was Fidel Castro betrifft, und dies ist meine persönliche Einschätzung: Er ist ein Idealist aber kein Fantast. Er würde der Erste sein, der bereit wäre, sein Leben für die Revolution zu opfern und der Letzte, der das cubanische Volk gegen dessen Willen in einem aussichtslosen Kampf verheizen würde.

Manfred Sill

Bonn

Linkssozialdemokratische Bauchschmerzen

KONKRET 9/94: »PDS ist gleich SED minus Sozialismus« von Hermann L. Gremliza

Zugegeben: Nationalismus ist in der PDS ein erhebliches Problem. Ein wesentlicher Teil hat sozialistische Visionen entgegen offiziellen Beteuerungen aufgegeben und pflegt kleinbürgerlichen Mief. Die Wirtschaftspolitik der Parteimehrheit ist klassisch sozialdemokratisch. Ein großer Teil ist der Auffassung, daß Gewalt als Mittel der Politik völlig unabhängig von gesellschaftlicher Lage, politischer Situation, Inhalten und Stimmungslage in der Bevölkerung abzulehnen sei, verwirft damit jede revolutionäre Perspektive und trägt damit objektiv zu einer Befriedung im Sinne des Kapitals bei. Das widerliche Pamphlet der PDS-Führung zum Thema Einsiedel ist offenkundig völkisch.

Das dazu. Ehrlicherweise muß man aber auch sagen, daß von Seiten der PDS antifaschistische und antirassistische Demos (z.B. Gysis juristischer Beistand für Hamburger Autonome bei der Demo in Rostock-Lichtenhagen; Anmeldung der Kurden-Demo in Hannover) unterstützt werden, daß die PDS-Führungsetage und die Bundestagsfraktion im Gegensatz zu den Grünen offen auch für linke Ziele einstehen (Streichung Paragraph 218, offene Grenzen etc.), und das Pro-gramm so nicht nur Papier ist, sondern zumindestens teilweise umgesetzt wird. Die PDS ist also eine zuerst differenziert zu bewertende, linkssozialdemokratische Partei. Sie ist derzeit die einzige linke Organisation in der BRD, die in der Lage ist, die öffentliche politische Diskussion halbwegs zu beeinflussen und einen politischen Diskurs mit breiten Bevölkerungsteilen zu führen. Das ist sicherlich bedauerlich, aber derzeit existiert keine Alternative zur PDS. Ich bin daher selbst Mitglied der Partei und werde es trotz aller Bauchschmerzen auch bleiben.

Rainer Pommrich

Wernigerode

Solange es noch völlig offen ist, ob die PDS sich zu einer sozialdemokratischen Partei entwickelt – die Sorge teile ich auch – und damit überflüssig wird, solange noch kommunistische Gruppen wie die DKP, die kommunistische Plattform usw. in dieser Partei mitarbeiten, halte ich es für weniger hilfreich, den Eindruck zu erwecken, die »angepaßte« Partei sei für einen überzeugten Linken nicht wählbar.

Mirjam Kreck

Bonn

Mich regt die Art und Weise der Diskussion um nationale Tendenzen in der PDS auf. Die gibt es sicher, was nicht nur blöd, sondern auch unangenehm ist. Jedoch: Wie KONKRET dies kommentiert, bzw. wie argumentiert wird, ist widerlich und demagogisch. Mittels Halbwahrheiten und Verallgemeinerungen wird der reale Kern des Problems im Effekt nur verdeckt – Erkenntnisgewinn gleich Null.

Uwe Rempe

Leipzig

Auch ich habe zum Teil weitgehende Kritik an der PDS, an reformistischer Dominanz, an nationalen Tönen an einigen Stellen (nicht zuletzt aufgedeckt durch KONKRET), an weiterhin verbreiteten patriarchalen und manchmal verkrusteten Strukturen, an oft arroganten Ausgrenzungsversuchen gegenüber radikalen Linken und revolutionären Positionen. Die Kommunistische Plattform aber dafür als das bedeutenste Beispiel herauszugreifen, erscheint mir als eine grenzenlose Überschätzung dieser Strömung. Nichtsdestotrotz handelt es sich meiner Meinung nach bei der PDS um das interessanteste linke Projekt in diesem Land seit langer Zeit. Der pluralistische Ansatz ist mir zumindest dabei sehr wichtig. Das mag mich in Euren Augen zum Opfer der Reformisten machen, erscheint mir aber erfolgversprechender, um endlich eine soziale Basis für linke Politik zu schaffen. Der Elfenbeinturm der reinen Lehre ist dabei vielleicht manchmal bequemer und ist auch bestimmt sinnvoll, um die behauptete Politik zu überprüfen und zu kritisieren. Wenn Ihr aber (fast) keinen Versuch macht, praktisch die Isolation der radikalen und militanten Linken von den sozialen Kämpfen an der Basis zu durchbrechen, erscheint mir das sehr problematisch.

Thomas Grein

Berlin

Leichenschändung

KONKRET 10/94: »Also sproch der Bergabwärts« von Lutz Wernicke

Es stimmt mich traurig, daß ausgerechnet KONKRET, in welchem erstaunlich oft gut recherchierte und gut geschriebene Aufsätze zu lesen sind, ein bodenloses Gesudele über den großen Nietzsche, anläßlich seines 150. Geburtstages, veröffentlicht. Der Autor, von keinerlei Sach- noch Literaturkenntnis erleuchtet, wiederholt hier die abgegriffensten, die seit Jahrzehnten von kompetentester Seite wiederlegten Redensarten über Nietzsche: Er habe den »Übermenschen« verkündet und damit den Nazis vorgearbeitet; er habe die unteren Schichten beschimpft; Vernunft und Wissenschaft herabgesetzt; die Frau degradiert usw. usw. All diese Behauptungen sind bodenloses Geschwätz: »Übermensch« etwa, im Zusammenhang des »Zarathustra« gesehen, ist eine Chiffre, die genau interpretiert werden muß und keineswegs gemäß irgendwelchen schwachsinnigen Phantasmen »verstanden« werden darf (wie Hitler das gemacht hat, und mit ihm der Autor).

Wer auch nur ein wenig von N. gelesen hat, weiß, daß er einer der ganz wenigen unversöhnlichen Feinde der deutschen Antisemiten des Kaiserreichs gewesen ist (s. etwa »Morgenröte«, § 205); daß er persönlich mit allen gebrochen hat, die in diesem Punkt nicht eindeutig waren; daß noch sein letzter Brief (kurz nach dem Zusammenbruch, Januar 1889, Turin) den Wunsch enthielt, der junge Kaiser und »alle Antisemiten« sollten erschossen werden. – Im übrigen sei Herrn W. empfohlen, zum Thema Nietzsche-Nazi-Judentum einmal einen Blick in die »Dritte Walpurgisnacht« von Karl Kraus (1933) zu werfen; vielleicht wird ihm das helfen, die Nacht seiner Ignoranz ein wenig aufzuhellen, und vielleicht bleibt uns so in Zukunft das widerliche Schauspiel einer Leichenschändung erspart.

Dieter Washausen

Göttingen

Später Bauauftrag

KONKRET 8/94: »Ein Ruf nach Ordnung« – Interview mit Daniel Libeskind

Ein sehr gutes Interview, das spannend zu lesen war und mir geholfen hat, den an Berlin verzweifelten Mann zu begreifen. Demnächst bekommt er, wie ich neulich in Berlin erfuhr, doch noch etwas zu bauen dort – ich vermute, daß Herr Stimmann dann doch ein wenig erschrocken war über das, was er gesagt (oder wohl: irritiert rausgekotzt) hat über Libeskind.

Nur nicht zuletzt: Dank für das ganze Blatt! Es ist wohl nicht gut, es aus den Augen zu verlieren...

Dr. Manfred Sack

Hamburg

Konkret 11/94, S. 8

Hermann L. Gremliza

Kohls letzter Sieg

Viele Wählerinnen und Wähler des rotgrünen Fortschritts wird es verletzt haben, daß ausländische Politiker jeglicher Richtung, Mitterrand oder Clinton, Major oder Jelzin, unverstellte Freude über den geplatzten Wechsel zeigten. Kohls Wahlerfolg war außerhalb des Landes als letzter Sieg der Bonner Republik auf ihrem Rückzug oder Vormarsch in ein neues Deutschland verstanden worden, der Sieger als Kanzler der Allianz mit den bürgerlichen Demokratien des Westens. Nach ihm, so fürchten sie, wird kommen wenig Erfreuliches.

Zur Wahl stand davon noch nichts. Sie war ein Appell. Seid ihr alle da? Achtzig Prozent meldeten, daß ja. Angetreten zur Stimmabgabe für den von allen Kandidaten gelobten Standort Deutschland, Nachfolger des Platzes an der Sonne (1914) und des Lebensraums (1939), dessen neue Optionen an den alten Organisationen noch nicht ablesbar sind und der darum nur Deutsche und keine Parteien kennt. Irgendwie wird die Parole als Synonym für das Ende der alten Bundesrepublik, ihrer politischen, staatlichen, ökonomischen und sozialen Verhältnisse genommen, irgendwie, denkt der »Bild«-Leser, der im Zweifelsfalle Baring heißt, müsse Deutschland fit getrimmt werden fürs 21. Jahrhundert, für irgendwelche Herausforderungen und Verantwortungen in der Zeit nach dem postkommunistischen Boom, denn ziemlich bald irgendwann dürften die Staaten des ehemals sozialistischen Lagers ihrer letzten Kopeke beraubt sein. Kohls vierte Kanzlerschaft räumt der Vorbereitung des Neuen vier Jahre ein (und ob es weniger werden, hängt nicht von Kinkels Nerven sondern davon ab, wie schnell die Standortplaner ideologisch und organisatorisch vorankommen).

Die Zeitung der Deutschen Bank gab am Tag nach der Wahl eine Richtung an: Jetzt »müssen Wohltaten eingesammelt werden... In dieser Phase wird Mut gebraucht.« Woher den nehmen? »Deutschlands Volksvertretung ist bürgerlich bis kleinbürgerlich. Wir haben vier Jahre Zeit, den Bundestag der Jahrtausendwende attraktiver zu machen... mittels der Umgestaltung des Arbeitsparla-ments zu einem Entscheidungsparlament, dasfür die Eliten aller Schichten verlockender ist.«

»Daß die herkömmlichen Mechanismen des Pluralismus verbraucht und zur Existenzbewältigung der Massendemokratie des 20. Jahrhunderts völlig ungeeignet sind«, haben hauptberufliche Ideologiearbeiter wie der Johannes Gross gleich nach der Kapitulation des realen Sozialismus ausrufen, »einen Weg aus der geistigen und politischen Krise der Bundesrepublik« auch Gräfin Dönhoff, Edzard Reuter und Helmut Schmidt in ihrem Hamburger »Manifest für Deutschlands Neubeginn« suchen dürfen, das nicht nur in seiner Liebe zu »Heimat, Vaterland, Treue und Opferbereitschaft« ein Vorläufer jenes »Manifests der konservativen Intelligenz« war, in dem Nolte, Zitelmann und ihre Freunde den »Volksverächtern, die wie Würgeengel über der Nation liegen«, kurz vor der Wahl den Krieg erklärten.

Wie wenig das neue Deutschland noch die alten Parteien kennt, ließ sich dem »Berliner Appell« ablesen, den neben einem Haufen alter und neuer Nazis auch christdemokratische Bundes- und Landesminister (Eppelmann, Spranger, Heitmann, Vaatz, Eggert), der ehemalige Vorstandsvorsitzende der Daimler Benz AG, ein hoher Berliner Polizeioffizier, der Programmdirektor von SAT.1 sowie die Schriftsteller Walter Kempowski und Joachim Schädlich unterschrieben haben, sowie der »deutsch-jüdische Patriot« und Adabei Michael Wolffsohn, in einer fast vergessenen Tradition (»An die deutschen Juden! In schicksalsernster Stunde ruft das Vaterland seine Söhne unter die Fahnen. Dass jeder deutsche Jude zu den Opfern an Gut und Blut bereit ist, die die Pflicht erheischt, ist selbstverständlich. Glaubensgenossen! Wir rufen Euch auf, über das Mass der Pflicht hinaus Eure Kräfte dem Vaterlande zu widmen! Eilet freiwillig zu den Fahnen! – Berlin, 1. August 1914, Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens«). Zwei Sozialdemokraten (der Schulungsleiter und die Witwe) haben, nach Auskunft der Sammler, ihre Unterschrift nur aus taktischen Erwägungen vorenthalten. Vor dem Abzug des letzten Soldaten der Anti-Hitler-Koalition haben sie sich das noch nicht getraut, da blieb die nationale Vordenkerei so reputierlichen Nationalisten wie Kurt Biedenkopf und Wolfgang Schäuble überlassen, die auch jetzt hinter Kohls dickem Rücken die Hauptarbeit am Entwurf der neuen Republik und der Sammlung ihrer Freunde leisten werden. Herauskommen wird dabei etwa dieses:

»Standort Deutschland«, die »Stärkung der Gemeinschaft«, die »Nation als Schutzgemeinschaft nach außen« (Schäuble) und ihre gewachsene politische und militärische »Verantwortung« sind unumstritten. In ihren ersten richtigen Krieg (vielleicht gegen Kuba, dort ist sie historisch unbelastet?) wird die Bundeswehr mit Zweidrittelmehrheit ziehen. Zur Sicherung des Standorts nach innen gehört erstens die Senkung der Löhne, zweitens die Abschaffung von Arbeitsschutz- und Arbeitszeitregelungen (beides unter Mitwirkung der FDP, des größten Teils der CDU/CSU und der SPD des VW-Büroboten Gerhard Schröder, mit ökologisch oder konsumfreudig begründeter Assistenz der Grünen), drittens die Senkung der Sozialleistungen (durch eine ähnliche Koalition, die sich Schäubles Argument, die Sozialhilfe müsse deutlich unter dem Lohn liegen, was bei weniger Lohn noch weniger Sozialhilfe bedeute, nicht verschließen wird), viertens die Befreiung des Kapitals von Steuern und anderen Behinderungen, beispielsweise mietrechtlichen, und fünftens den Ausbau des

Polizeistaats: Weil der ordentliche Standortdeutsche auf die Folgen seiner Wirtschafts- und Sozialpolitik nicht draufschauen kann, muß auf den Straßen und unter den Brücken erst für die deutschen Standortopfer geräumt und dann unter diesen aufgeräumt werden. Die »Bild«-Zeitung hat das Programm zwei Tage nach der Wahl in die Schlagzeile zusammengefaßt: »Genug geredet/ Kanzler, gib Gas/ Mehr Jobs, mehr Geld, weniger Gewalt«, wobei »mehr Jobs« für weniger Lohn steht, mehr Geld für weniger Steuern gleich weniger Sozialhilfe, und »weniger Gewalt« für mehr Polizei, mehr Knast und mehr von Schäubles pragmatischem Rassismus gegenüber Flüchtlingen und Asylbewerbern. Das Gas ist nur eine Metapher.

Trotz dieses prekären Entwurfs ist nicht, wie die Gesellschaft der Manifestanten vermuten läßt, Faschismus das Programm, sondern bloß die Liquidierung des Antifaschismus. Die speziellen Berliner wandten sich Tage vor der Wahl »entschieden gegen Bestrebungen, die freiheitlich-demokratische Grundordnung durch eine antifaschistisch-demokratische Ordnung zu ersetzen«, die Frankfurter Allgemeinen am Tag nach der Wahl gegen den »dumpfen Antifaschismus«. Was Schäuble beseitigen will, ist die »formelhafte Tabuisierung der Geschichte, die man als deutsche Variante der political correctness bezeichnen könnte«. Über den Faschismus muß gesprochen werden können wie über alles andere, damit seine sozial- und bevölkerungspolitischen Innovationen wieder auf die Tagesordnung kommen: Hitlers »ordentliche Beschäftigungspolitik« (Jörg Haider), der Reichsarbeitsdienst, der im Hamburger Manifest als Arbeitspflichtjahr wiederkehrt, Eugenik (als »bioethisch« gesalbte Gentechnik) und Euthanasie.

Worin zwischen Manifest und Manifest, Noltes Nazis und Schäuble/Dönhoff, noch Uneinigkeit herrscht, ist die Frage, wie der Nazismus, dessen plumpe Rehabilitierung den Exportstandort beschädigen würde, entsorgt werden soll: ob man, da die Freunde, die einst dabei waren, endlich der Rasen deckt, sich mit verbaler Radikalität von der Vergangenheit trennt, wie Weizsäcker es vorgemacht hat, oder die schrecklichen Fehler des tragischen Führers, dessen Politik so viele »gute Seiten« (Nolte) hatte, einem verständlichen Übereifer beim Verteidigen des Standorts Deutschland gegen den Ansturm der Antifaschisten zuschreibt.

Die schönste Lösung des Problems schlägt der frisch pensionierte »FAZ«-Herausgeber Fritz Ullrich Fack vor. Auf die Frage »Welche geschichtlichen Gestalten verachten Sie am meisten?« antwortet er: »Hitler, Robbespierre, Stalin«, und auf die Frage »Welche militärischen Leistungen bewundern Sie am meisten?«: »Rommels ritterlichen Feldzug in Nordafrika.«

Konkret 11/94, S. 10

Herrschaftszeiten

Braunes Beehren

Was die jüngere sozialliberale Vergangenheit fast hat vergessen lassen: daß die FDP nach 1945 eine bevorzugte Zufluchtstätte höherer Nazi-Bürokraten war und ihr Vorsitzender Erich Mende noch Mitte der sechziger Jahre auf Staatsempfängen das ihm von Hitler verliehene Ritterkreuz trug, bringt ein Vorgang aus Berlin in Erinnerung: Dort ist jetzt auf Empfehlung des früheren Generalbundesanwalts Alexander von Bad Kleinen-Stahl der Nazi-Lektor Rainer Zitelmann der FDP beigetreten. Zitelmann, der auch den »braunen Jörg« Haider verlegt, will zusammen mit Stahl und anderen Rechtsextremisten die FDP auf FPÖ-Kurs bringen.

Revolutionäres Gebären

In der baskischen Tageszeitung »Egin«, die der nationalen Befreiungsarmee Eta nahesteht, tobte in den vergangenen Monaten eine Debatte über den Geburtenrückgang im Baskenland, die einen tiefen Einblick in die Gedankenwelt linker Nationalisten gibt. Alarmiert durch die ständig sinkende Geburtenrate veröffentlichte das Blatt am 17. Juli unter dem Titel »Sich fortpflanzen oder nicht?« den mystischen Artikel eines »Direktors des Europäischen Institutes für Marktforschung und Strategie« über die Veränderung der Kultur und Bevölkerungsstruktur. »Ohne Kinder«, so sein Fazit, »ermöglichen wir, daß andere Völker, die wesentlich kinderreicher sind als wir, unser Territorium besetzen.«

Der baskische Verleger Esparza Zablegi, ein Achtundsechziger, verteidigte zwar das Recht der Frau auf Selbstbestimmung und befreite Sexualität. Er glaube »allerdings auch an ein kinderreiches Euskal Herria (Baskenland), in dem die erwachsenen Frauen selbstverständlich gebären, und das nicht nur einmal, sondern öfter.« Wer »einfach nur leben« möchte, ohne Kinder, müsse sich fragen lassen, ob er oder sie so werden wolle »wie so viele vertrocknete, eklige und halbbourgeoise europäische Ehepaare, die aus rein existenzieller Faulheit heraus sich nicht reproduzieren«. Den Frauen gibt Zablegi einen Ratschlag mit auf den Weg: »Die Frau befreit sich nicht vom Macho, indem sie so steril ist wie er.« Es sei »die größte machistische Schweinerei, die wir Männer den Frauen zufügen, die schlimmste und grausamste überhaupt, ihnen die Lust am Gebären zu nehmen, einem der wunderbarsten Dinge, zu der nur sie in der Lage sind.«

Dank »der Presse und dem Fernsehen und durch Verführung sind wir hineingetappt und haben den neuen _spanish way of life übernommen«, klagte auch Unai Parot, inhaftierter Ex-Chef des »mobilen Kommandos« der Eta und Sprecher der 600 Eta-Gefangenen. »Ein Volk, das keine Söhne hat (mindestens zwei pro Paar), verschwindet und wird von einem oder mehreren anderen ersetzt. So einfach ist das. Das nennt man ‘natürliche Auslese’... Sobald du Söhne hast, bist du das, was die Natur ‘geeignet’ nennt. Du hast deine Gene an die nächste Generation weitergegeben, und in der Sprache des Überlebens hast du gesiegt.«

Reiner Wandler

Dissidentenverachtend

Bei Bertelsmann (»Stern«, »Spiegel«, »Wochenpost«), dem langjährigen Lieblingsmedienkonzern ostdeutscher Bürgerrechtler (Maron, Kunert, Biermann, Havemann, Heym, Fuchs) erscheint neuerdings als künftiger Ersatz für den sinkenden »Stern« die Illustrierte »Tango«, die auf erfrischende Weise das Unangenehme mit dem Nutzlosen zu verbinden weiß und deshalb das Bild des Folterkellers einer Domina, dessen Wände mit den Fahnen der DDR und der SED behängt sind, mit der Unterschrift versieht. »Im Stasi-Raum verhört und bestraft Dominique Ex-DDR-Bürger.« Jürgen Fuchs, übernehmen Sie.

Editorisches Gebaren

Die us-amerikanische Feministin Susan Brownmiller, Autorin von »Gegen unseren Willen«, hat sich in einem Interview der Züricher »Weltwoche« gegen den Mißbrauch des Themas Vergewaltigung zu Propagandazwecken gewandt. Brownmiller war gebeten worden, das Vorwort zur amerikanischen Übersetzung des Buches »Massenvergewaltigungen« von Alexandra Stiglmayer zu schreiben, doch weil sie auch nach Aufforderung durch den Verlag nicht bereit war, »von einem Genozid zu reden und auch die Einmaligkeit dieser Greueltaten nicht bestätigen wollte«, verschwand ihr Beitrag im hinteren Teil des Buches. Neuer Vorwortschreiber wurde der für antiserbische Propaganda mehrfach dekorierte Roy Gutman.

Ökologisches Begehren

»Im Gespräch mit der Wirtschaftsredaktion dieser Zeitung«, der »FAZ«, äußert sich der Thilo Bode, Geschäftsführer von Greenpeace:

Lese man nur die geschriebenen Umweltprinzipien, dann könne Greenpeace selbst das Grundsatzprogramm der CDU übernehmen. Doch scheue jede politische Partei eine ernsthafte Auseinandersetzung. »Wir reden auch mehr mit der Industrie«, sagt Bode. Greenpeace setzt sich dabei für bestimmte Produkte oder Produktionsverfahren ein. So hat die Umweltschutzorganisation das Ziel, einen Hersteller dazu zu bewegen, ein Auto anzubieten, das weniger als 3 Liter je 100 Kilometer verbraucht. Stolz ist Bode auf den Kühlschrank ohne ozonzerstörende Gase, der zusammen mit einem ostdeutschen Hersteller auf den Markt gebracht worden sei. Auch habe Greenpeace die Entwicklung des chlorfrei gebleichten Magazinpapiers maßgeblich mitbestimmt. Die neue Kooperation mit der Industrie bringt weniger Schlagzeilen und Fernsehbilder als eine Schornsteinbesteigung. Greepeace weiß dies. »Ein Kühlschrank weckt andere Gefühle als ein Wal... Wir arbeiten wie ein Unternehmen«, sagt Bode, der in seinem Auftreten und Aussehen selbst wie ein leitender Angestellter wirkt.

Ein Geschäftsführer in der Wirtschaftsredaktion weckt andere Gefühle als ein Vereinsbruder auf dem Schornstein.

Geschaffter Frieden

Wie heißt in diesem Herbst 1994 die Titelgeschichte von »Friedensforum – Rundbrief der Friedensbewegung«, herausgegeben vom »Netzwerk Friedenskooperative« in Zusammenarbeit mit dem »Förderverein Frieden e.V.«? Sie heißt: »Schwerpunkt: Geschichte der Friedensbewegung.« Die Frage, ob die Geschichte der Friedensbewegung erst aufgearbeitet oder auch schon schwerpunktmäßig bewältigt werden soll, bleibt noch offen.

Klassenkämpfchen

Wie sieht in diesem Herbst 1994 ein Aktionstag der Gewerkschaften im sächsischen Hoyerswerda aus? Er sieht so aus, wie das »Neue Deutschland« ihn schildert:

Auf dem Lausitzer Platz wurde eine Menge symbolträchtiges Spektakel geboten: der Verkauf »billiger Kohlsuppe«, Arbeitslose in einer »sozialen Hängematte« liegend, Frauen über 40 verteilten »Arbeitsplätzchen«.

Gebacken in des Proletariätchens neuesten Förm-chen.

Freie Bürger

Wie der Autoredakteur der »Welt am Sonntag« im Leitartikel, welcher auf den Rücken einer ganzseitigen Audi-Reklame gedruckt ist, beweisen wollte, daß ein Tempolimit niemandem nutzt:

In Deutschland gibt es 10.854 Kilometer Autobahn, knapp 230.000 Kilometer Bundes-, Landes- und Kreisstraßen sowie an die 400.000 Kilometer Stadt- und Innerortstraßen. Das macht zusammen fast 650.000 Kilometer Straßen in Deutschland. Innerort gilt Tempo 50, außerhalb auf Landstraßen maximal 100 km/h, auf etwa 40 Prozent der Autobahnen wird das Tempo durch Baustellen oder permanente Beschränkungen gedrosselt. Somit verbleiben 6.500 Kilometer Autobahn in Deutschland, gleich 1 (in Worten: ein) Prozent aller Straßen, auf denen Pkw und Motorräder so schnell fahren dürfen, wie sie können oder wollen, falls kein Stau, kein Regen, kein Glatteis oder kein Nebel sie daran hindert. Zwei Drittel derer, die schneller fahren könnten, fahren freiwillig nicht schneller als 130 km/h.

Ein Tempolimit träfe also nur ein Drittel aller Pkw- und Motorradfahrer auf einem Prozent der Straßen zu den raren Zeiten, da Witterung und freie Bahn das Rasen ermöglichten. Und so hat der Autoredakteur auf der Rückseite der Audi-Werbung bewiesen, daß ein Tempolimit einer Minderheit schaden würde, die etwa so groß ist wie die Zahl der DKP-Wähler. Und das auch nur dann, wenn die Kiste bis dahin nicht gestohlen ist. 1993 nämlich erreichte der Autodiebstahl in der BRD mit 106.000 geklauten Exemplaren eine Rekordhöhe. Auf den Plätzen 1 und 2 liegen allerdings zwei Typen, mit denen Tempo 130 nur schwer zu überschreiten wäre: Der Trabant (mit 18 Diebstählen auf 1.000 Zulassungen) und der Wartburg (11,4), beide vor dem Porsche (10,9) und dem Lada (9,4), während von 1.000 Subarus nicht einziges vollständiges Stück (0,9) entwendet wird.

Spendenaufruf

Kurz vor Redaktionsschluß erreichte uns ein Aufruf zur finanziellen Unterstützung der Aufklärung der Ereignisse in Bad Kleinen. Darin heißt es: »Nach dem alle politischen und öffentlichen Kontrollen unwirksam geblieben sind, geht das nur noch auf dem Weg der Nebenklage der Eltern von Wolfgang Grams und der Verteidigung von Birgit Hogefeld. In diesen Verfahren kann eine Aufklärung der Ereignisse weiter verfolgt werden.« KONKRET wird im nächsten Heft über den

Aufruf berichten. Wer jetzt schon die Eltern von Wolfgang Grams und die Verteidigung von Birgit Hogefeld unterstützen möchte, tue dies bitte auf das von der Bun-ten Hilfe verwaltete Spendenkonto:

Sonderkonto Volker Luley

»Bad Kleinen«Postgiro Frankfurt BLZ 500 100 60 Konto-Nr. 16072-603

KONKRET 11/94 11

»Wir müssen deutsch spielen, mit allen Stärken, die der Deutsche hat... Der Deutsche braucht vom Charakter her seine feste Aufgabe.«Bundestrainer Hans-Hubert Vogts in einem Interview der »Welt«

Konkret 11/94, S. 12

Oliver Tolmein

Rührige Helfer

Das Image der SPD, in Fragen der Inneren Sicherheit das kleinere Übel darzustellen, ist für die Partei so ärgerlich wie unverdient. Szenen des hartnäckigen, aber glücklosen Liebeswerbens der Sozialdemokratie um die »Kampforganisationen der Bourgeoisie« (Stalin)

Als sich der Königlich-Preußische Major des Generalstabes a.D. Waldemar Pabst hinsetzte und einen Brief an seinen Verleger Dr. Heinrich Seewald schrieb, gab es einmal mehr Unruhe in Deutschland: Die außerparlamentarische Opposition machte mobil. Vor dem Haus des früheren Offiziers der Garde-Kavallerie-Schützen-Division hatten Demonstranten etwas Krawall geschlagen, und der war entsprechend aufgebracht – hatte er doch seine eigenen Erfahrungen mit Linksradikalen: Am 24.12.1918 war Pabst Kommandeur des von Friedrich Ebert (SPD) befohlenen Angriffs auf die rote Volksmarinedivision im Berliner Schloß gewesen. Gustav Noske (SPD) bezeichnete Pabst später als einen seiner »rührigsten Helfer« bei der Niederschlagung des Januaraufstandes von Spartakusbund und anderen linksradikalen Akteurinnen 1919. Pabsts »Rührigkeit« kostete Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ihr Leben: Sie wurden auf Pabsts Befehl ermordet. Noske dankte seinem unerbittlichen Helfer aus den Freikorps, indem er damals alles dafür tat, daß es kein öffentliches Verfahren gegen die Täter gab, sondern nur einen Militärprozeß, in dem diese erwartungsgemäß mit äußerst niedrigen Strafen davon kamen, die teilweise noch nicht einmal abgesessen werden mußten.

Waldemar Pabst, der in der Bundesrepublik später die NPD-nahe Zeitschrift »Das Deutsche Wort« herausgab und als Waffenhändler gute Kontakte ins Verteidigungsministerium unterhielt, verbitterte bis 1969, daß ihm und seinen Leuten auch 50 Jahre nach dem Mord an Luxemburg und Liebknecht noch nicht die gerechte Ehre erwiesen worden war: »Es war schon damals eine Schweinerei, daß es überhaupt zu einem Prozeß (gegen die Luxemburg-Mörder, O.T.) kam«, beschwert sich Pabst bei Dr. Seewald, »einen Prozeß, den weder Ebert noch Noske gewollt haben. Speziell Noske hatte mir versprochen, daß es dazu nicht kommen werde... Meine tapferen Untergebenen, die sich freiwillig zu der Tat bereit erklärt hatten, klagte man an, statt sie zu befördern.« Pabst, der auch der neueren historischen Forschung zufolge der entscheidende Verantwortliche für die Luxemburg-Liebknecht-Morde war (siehe dazu Klaus Gietingers Studie in IWK 3/1992), beendet seinen Brief mit einer Drohung: »Es wird Ihnen nicht allzu schwer fallen, aus diesen Zeilen zu erkennen, warum ich bisher noch nie von der alten SPD gerichtlich verfolgt worden bin... Wenn ich das Maul jetzt auftun würde, nachdem ich 50 Jahre geschwiegen habe, gäbe es einen dollen Stunk. Vielleicht vernichtend für die SPD im Wahljahr? Worauf ich keinen Wert lege.«

Warum auch sollte der Offizier, der sich später als aktiver Nationalsozialist hervortat, den Sozialdemokraten Böses wollen. Die Männerbündelei führender Sozialdemokraten mit Freikorpsoffizieren gegen radikale Linke und andere mutmaßliche Feindinnen des deutschen Staates ist schließlich kein Einzelfall geblieben: Wann immer SPD-Politiker glaubten, im übergeordneten deutschnationalen Interesse handeln zu müssen, haben sie rücksichtslos und zum letzten entschlossen knüppeln, prügeln, einsperren und zur Not auch schießen lassen. Ob das nun die Polizisten des sozialdemokratischen Berliner Polizeipräsidenten waren, die 1929 die1.-Mai-Demonstration zusammenschossen, oder ob der nordrheinwestfälische Wissenschaftsminister Grolle 1975 300 Mann Bereitschaftspolizei anrücken ließ, um den Schriftzug »Carl von Ossietky-Universität« von der Oldenburger Uni entfernen und die den Schriftzug schützenden Demonstranten zusammenschlagen zu lassen – die regierende SPD war zuverlässig auf der Seite der Konservativen und Reaktionäre. Die immer noch gelegentlich auf Demos empört gerufene Parole »Wer hat uns verraten? Sozialdemokraten!« entbehrt also nicht einer gewissen Peinlichkeit: Wer sich über achtzig Jahre hindurch immer und immer wieder »verraten« läßt, ist auch nicht scharfsinniger als, sagen wir, jener Kommentator der »Taz«, der den Rücktritt des Hamburger Innensenators Hackmann (SPD) Mitte September 1994 als »Anfang einer Veränderung der politischen Kultur« in Deutschland bewertet: »Oder wann gab es das jemals in der Geschichte der Bundesrepublik, daß ein Innenminister wegen Klagen von Einwanderern zurücktreten mußte?« Daß Hackmann weiterhin ohne Amt und Würden bleibt, die 27 wegen rassistisch motivierter Gewalttaten suspendierten Polizisten aber inzwischen wieder ihren Dienst am Bürger tun dürfen, zeigt eher, daß die Liebe der SPD zu den bewaffneten Gewalten des Staates so hartnäckig wie glücklos ist.

Die SPD hat zwar fast alles auf den Weg gebracht, was die Umwandlung der ohnedies nicht sonderlich emanzipatorisch geratenen Demokratie in den autoritären Sicherheitsstaat befördert hat, doch sie hat immer noch mit dem Image zu kämpfen, nur bestenfalls zweitklassige Law and order-Politik zu betreiben: Die Außerkraftsetzung der parlamentarischen Demokratie zugunsten eines mit quasi-diktatorischen Rechten ausgestatteten Krisenstabes im Deutschen Herbst ‘77 hat ihr da genauso wenig zu ihrem Recht verholfen wie das Durchpeitschen des Kontaktsperregesetzes im parlamentarischen Eilverfahren, ohne das die bis heute nicht aufgeklärten Todesfälle von Stammheim so nicht hätten passieren können; die Umgestaltung des Bundesgrenzschutzes zu einer hochaktiven paramilitärischen Bundespolizei konnte ihr Image ebensowenig verbessern wie die Gründung der Terrortruppe GSG 9 und die Unterstützung der Notstandsgesetze.

Die hemmungslose Bereitschaft der SPD, als Ausputzer in Erscheinung zu treten, hat sich auch jetzt wieder gezeigt: in der aktuellen Debatte über Innere Sicherheit und ihre praktische Folge, das Verbrechensbekämpfungsgesetz. Mit einigem Engagement haben die Sozialdemokraten einen Entwurf erarbeitet, der den der Regierungskoalition in Sachen Eingriffsermächtigungen für die Polizei und Beschneidung von Grundrechten der BRD-Insassen an vielen Punkten weit hinter sich gelassen hat. Im Wahlkampf hat davon nur die CDU/CSU profitiert, die nach wie vor beim sicherheitsbewußten Deutschen als bester Garant für Ruhe und Ordnung gilt. Um den Ausbau Deutschlands zum Bollwerk gegen die angeblich über uns hereinbrechende Kriminalitätsflut aus dem Osten nicht zu behindern, hat Scharpings Partei selbstlos und überzeugt dem Regierungsentwurf zugestimmt.

Im Zentrum des neuen Gesetzes, das weitere Verschärfungen in der nächsten Legislaturperiode nach sich ziehen wird, stehen neben der Demontage des klassischen Strafprozeßrechts durch die Ausweitung der Kronzeugenregelung auf die »organisierte Kriminalität« und neben der Beschneidung der Angeklagtenrechte bei »eindeutiger Beweislage« die Aufgabenerweiterung für den BND, der künftig für die Polizei in gewissem Rahmen über Drogenkriminalität und »Geldwäsche« ermitteln darf und soll. Das »Zusammenarbeitsverbot« von Geheimdiensten und Polizei, der Versuch, die Entstehung einer neuen Gestapo zu verhindern, der jetzt abgebrochen wird, war ohendies keine Idee der neuen deutschen Demokratinnen gewesen, sondern ist ihnen von den alliierten Hohen Kommissaren aufgezwungen worden. Die sind weg, ihre Truppen auch – höchste Zeit, daß nach der Abschaffung des Grundrechts auf Asyl und der Legalisierung der »Out of area«-Einsätze der Bundeswehr auch der Geheimdienst BND wieder (fast alles) machen darf, was er will.

Die KPD hat die Staatssicherheitspolitik der alten SPD mit der »Sozialfaschismus«-These quittiert, die sich auf ein altes Stalin-Zitat stützt: »Der Faschismus ist die Kampforganisation der Bourgeoisie, die sich auf die aktive Unterstützung der Sozialdemokratie stützt. Die Sozialdemokratie ist objektiv der gemäßigte Flügel des Faschismus. Es besteht kein Grund zu der Annahme, daß die Kampforganisationen der Bourgeoisie ohne aktive Unterstützung der Sozialdemokratie ausschlaggebende Erfolge in den Kämpfen oder in der Regierung des Landes zu erzielen vermag... Der Faschismus ist ein formloser Block dieser beiden Organisationen.« Thälmann hat das in die Formel übersetzt: »Und doch gibt es solche Stimmungen, die vor den nationalsozialistischen Bäumen den sozialdemokratischen Wald nicht sehen wollen... Die Faschisten können überhaupt nur geschlagen werden, wenn man die SPD besiegt.«

Auf den ersten Blick entfalten solche Formeln angesichts der Politik der SPD bis heute einen gewissen Charme. Zieht man die bisweilen stark antisemitische Attitüde der KPD-Politik und ihren schamlosen Opportunismus gegenüber der NSDAP-Wählerschaft in Betracht, verfliegt dieser Charme freilich schnell. Tatsächlich ist es wohl so, daß die KPD-Führung zwar den repressiven Kern der SPD-Politik, mit der sie ja die Wurzeln teilte, gut verstanden hat. Vom Faschismus allerdings, zumal von dessen deutscher, nationalsozialistischer Variante, hatte sie wenig begriffen. Für die aktuelle Debatte um Sicherheitsstaat, autoritäre Demokratie, Faschisierung und was die SPD damit zu tun hat, ist das insofern nicht sonderlich relevant, als sich eines auf jeden Fall verändert hat: Die »Kampforganisationen der Bourgeoisie« können auf Rudolf Scharping undseine Getreuen getrost verzichten. Im übri-gen ist es aufschlußreicher zu analysieren, wie der Nationalsozialismus, als zwar historische, aber nicht abgeschlossene Epo-che und auch durch die neuen NS-Gruppen in die Zukunft hinein formierend wirkt: Das Freund-Feind-Schema, der Wille zur Selektion des Staatstheoretikers und NS-Kronjuristen Carl Schmitt prägen zunehmend, wenngleich eher als stillschweigende Übereinkunft die Rechtslage und die Polizeipraxis in Deutschland. Da hat »Taz«-Kommentator Seidel-Pielen sicher recht, wenn er schreibt: »Eine breitere bürgerliche Öffentlichkeit beobachtet sie (die Ordnungshüter, O.T.) sehr genau in der Wahl der Mittel bei Ausführung des Gewaltmonopols des Staates.« Ganz falsch ist aber die von ihm unterstellte Zielsetzung dieser Beobachtung. Nicht das Interesse an der Demokratisierung der Polizei treibt die Beobachter um, wie sich z.B. an der großen Gelassenheit angesichts der Wiedereinsetzung der Hamburger Polizisten gezeigt hat. Die Staatsgewalt ist eher Vorbild, denn Zielscheibe der Kritik. Denn auch das hat sich geändert: Deutsche Untergebene von Sozialdemokraten müssen heute nicht mehr in erster Linie andere Deutsche terrorisieren – Staatsfeind Nr. 1 und mithin Freiwild sind längst die Anderen, Ausländer und Ausländerinnen.

Oliver Tolmein schrieb in KONKRET 10/94 über die staatliche Verfolgung der Antifa

Konkret 11/94, S. 14

Otto Köhler

Die 29er sind da!

Die »Neunundachtziger«, die deutschnationalen Kämpfer um den Hitlerdeuter Rainer Zitelmann, haben sich zu einer Neoharzburger Front zusammengeschlossen

Fixe Jungs. Am 16. September schrieb Ulrich Greiner in der »Zeit«: »Die Achtundsechziger hatten immerhin einen Begriff von der Sache, auch wenn sich der Begriff als unvollständig erwiesen hat. Sie hatten immerhin eine Theorie, auch wenn sie falsifiziert wurde. Was haben die Neunundachtziger? Heraus damit, laßt es sehen.«

Der September war noch nicht vorbei, da präsentierte die Verlagsgruppe Ullstein Langen Müller des Rechtsextremisten Herbert Fleissner in einer Verbundanzeige für »Welt« und »Taz« die Antwort auf die ausdrücklich zitierte Greiner-Anfrage: »Die Neunundachtziger sind da«! Ihre Botschaft: Linke Utopien sind gescheitert, traditioneller Konservatismus in der Krise, aber hier gibt es auf 472 Seiten, gebunden, die »neue Orientierung« für »die deutschen Intellektuellen«. Von rechts außen – die Geschichtsrevisionsfirma Zitelmann GmbH & Co. KG hat wieder einmal zugeschlagen. Hitlerdeuter Rainer Zitelmann, der Ende letzten Jahres als Cheflektor des Ullstein-Verlages zur »Welt« an die Spitze des Ressorts »Geistige Welt« ging, hatte einen Aufstand der Springer-Redakteure ausgelöst, die nicht ganz so weit rechts stehen wie er (KONKRET 5/1994). Seine Freunde Heimo Schwilk und Ulricht Schacht, die er mitgebracht hatte, mußten wieder zurück zur »Welt am Sonntag«, er selbst wurde zum Redakteur für Zeitgeschichte degradiert, macht aber zugleich noch als Lektor bei Ullstein weiter.

Die selbstbewußte Nation heißt die Antwort der Neunundachtziger, und herausgeben durften den Band die beiden gutmütigen Freunde Schwilk und Schacht. Neunundachtziger? Sagte auch ich Neunundachtziger?

Neunundzwanziger tut es für die Leute auch, die hier am Werk sind. Genau sechzig Jahre zuvor, im September 1929, taten sich die Rechtsextremisten aller Sorten zusammen, um der ersten deutschen Republik den Garaus zu machen. Der Vorsitzende der Deutschnationalen, Krupp-Direktor Alfred Hugenberg, und der Stahlhelmführer Fritz Seldte taten sich mit Adolf Hitler zusammen, forderten gemeinsam ein »Gesetz gegen die Versklavung des deutschen Volkes« und gründeten schließlich die »Harzburger Front«, die dann im Oktober 1931 aufmarschierte.

Zwei Tage bevor sich der Zitelmann-Clan mit seiner *Selbstbewußten Nation* zu Wort meldet, stand in der »Tageszeitung« eine Anzeige mit vielen, zum größeren Teil mutmaßlich echten Unterschriften: »Berliner Appell: Wehret den Anfängen!« Die Unterzeichner meinten: »Vier Jahre nach der Wiedervereinigung erlebt der Sozialismus in Deutschland eine Wiederkehr.« Wer, wann und wie oft, verrieten sie nicht. Doch sie hielten dagegen: »Umgekehrt werden konservative Intellektuelle, Journalisten und Politiker zunehmend ausgegrenzt und in die Nähe von Rechtsextremisten gerückt.« Bei vielen gab es nichts zu rücken. Sie alle aber setzen sich ein »für eine Rückkehr zum antitotalitären Konsens« und wenden sich »entschieden gegen Bestrebungen, die freiheitlich-demokratische Grundordnung durch eine ›antifaschistisch-demokratische‹ Ordnung zu ersetzen«. Das gelobt Hans Christoph Bonfert, der wegen seiner rechtsextremistischen Kontakte versetzte Referent des Berliner Innensenators Heckelmann (seinetwegen mußte der den Verfassungsschutz abgeben), ebenso wie Rainer Zitelmann. Und Herbert Fleissner genauso wie Heimo Schwilk, dessen Konto bei der Deutschen Bank die Verantwortung für die Anzeige trägt.

Die neofaschistische »Junge Freiheit« aber, deren Ressortleiter Roland Bubik ebenso unterzeichnete wie Alfred Dregger und Steffen Heitmann, sie freut sich über die »gemeinsame Erklärung der Neunundachtziger«. Die »Junge Freiheit« erhofft sich davon »eine bisher ungekannte geistige Mobilisierung«: »Ulrich Schacht, Heimo Schwilk und Rainer Zitelmann wollen mit dem Buch und dem Berliner Appell Konservative in die Offensive zwingen.«

Die meisten Mitarbeiter des Buches haben auch den Appell unterzeichnet. Starautor ist der soeben bei Ernst Nolte promovierte Klaus Rainer Röhl, ein Exkommunist, der ein phantastisches Verschwörungsszenario entwirft, in dem deutsche Emigranten unter dem Kommando von Horkheimer und Adorno im Rahmen der psychologischen Kriegsführung der USA deutsche Geschichte und deutsche »Identität« zerstörten. Röhls Resümee stimmt – wie das meiste, was die Neoharzburger Ideologen in diesem Kampfband zu bieten haben – mit den jahrzehntealten Kampfparolen der »Deutschen Nationalzeitung« des Extremistenführers Gerhard Frey komplett überein. Röhls Plagiat: »Morgenthauplan, Teilung und alliierte Volkserziehung wurden von den deutschen Intellektuellen als Nationalmasochismus verinnerlicht.« Doch das hat jetzt ein Ende: »Ein halbes Jahrhundert nach dem Morgenthauplan«, verkündet Röhl, »beginnen Deutsche überall im Land, sich selbst wieder wahrzunehmen.« Hat Morgenthau ein halbes Jahrhundert lang die Bundesrepublik regiert, haben Adenauer, Erhard, Kiesinger, Strauß und Kohl willig seine Instruktionen ausgeführt? Für Röhl gewiß. Er sieht heute »das öffentlich an der Leine vorgeführte deutsche Volk als Kunstprodukt aus 50 Jahren Volkserziehung«. Doch jetzt, endlich, hat der »Disput über die Nation« begonnen.

Bei diesem Disput fehlt auch nicht, aus der Mitte der Neoharzburger, der kaum verbrämte Schrei nach Mord und Totschlag. Was, so fragt der Schriftsteller Gerd Bergfleth, wenn das Volk bemerkt, wer es »zur eigenen Ausländerei« erziehe, »wenn

es sich in seiner Verzweiflung aufrafft wie unsere mitteldeutschen« – er meint die Ostdeutschen von Rostock bis Hoyerswerda – »Landsleute und sich über Nacht zu einem großen Fenstersturz entschließt, der alle die hinauswirft, die Tag und Nacht verkünden, daß sie sich ihres Deutschseins schämen, in Bonn und anderswo?!« Wer, wie er, »einen Draht zum einfachen Volk« hat, spürt ein dumpfes Grollen über »die Medienterroristen«, das nur noch – an ihm soll's nicht liegen – »auf den zündenden Funken zu warten« scheine. Mölln und Solingen auch für falsche Deutsche, das war zu erwarten.

Zitelman bringt als Ullstein-Lektor das alles zu Druck und beklagt einige Seiten später, daß Volksverhetzungsdelikte nicht verfolgt würden, »wenn sie von Linksextremisten begangen werden«.

Die Rechte in jeglicher Form ist doppelt unschuldig. Linke »Kampagnen gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit« richteten sich »keineswegs primär gegen Neonazis und Rechtsextremisten, sondern vor allem gegen die wiedererstehende demokratische Rechte«. Er rechnet sich zu dieser und nicht zu jenen, exkulpiert sie aber vorsichtshalber gleich mit. Nicht sie haben Häuser und Menschen angezündet, »ursächlich« dafür war »vor allem das Versagen der Asyl- und Ausländerpolitik«. Und so waren Mölln und Solingen letztlich nur »der willkomene Anlaß zur Revitalisierung des Antifaschismus«.

Rechtsextremist Roland Bubik, der unmittelbar nach Nolte und Zitelmann in der »Selbstbewußten Nation« das Wort ergreift, will von »Auschwitz« – wie er in Anführungszeichen schreibt, nichts mehr hören, weil es »zur Agitation gegen den Aufbau der Bundeswehr, gegen die Wiedervereinigung und gegen nationale Selbstachtung« gedient habe. Bubik ist Redakteur für »Zeitgeist« bei der »Jungen Freiheit«. Er fordert eine »zielgruppenorientierte Public Relations-Arbeit, die allfällige Stigmatisierungskampagnen unterläuft«. In diesem Sinne empfiehlt er »sich irgendwelcher Pauschalierungen hinsichtlich der deutschen Juden als Gruppe tunlichst zu enthalten«. Tunlichst.

Ulrich Schacht schreibt Carl Schmitt um: »Souverän ist in der Mediendemokratie, wer über den Auslegungszustand der politischen Begriffe verfügt.« Und probiert es. »Berlin ist wieder Hauptstadt Deutschlands, die verstümmelte Quadriga wurde wieder vervollkommnet, und das Schloß wird wiedererrichtet werden.« Und mal so: »Einer dieser Kommissare, als Absolvent der linksrheinischen Status-quo-Hochschule für Überlebensfragen des westdeutschen Sonderbewußtseins eine intellektuelle Totgeburt per se, faselt seit kurzem davon, daß ›Deutschland driftet‹. Nach rechts, versteht sich.« Schacht meint damit den liberalen CDU-Abgeordneten Friedbert Pflüger und sein neues Buch.

Schachts Mitherausgeber und »WamS«-Kollege Heimo Schwilk beklagt, daß »Institutionen wie Familie, Schule, Universität, Recht, Wissenschaft, Militär und Kirche selbst längst vom Geist der Zersetzung heimgesucht sind«. Aus der Ehe will er durch »Versachlichung« nach fünf Jahrzehnten endlich wieder eine auf »menschliche Fortpflanzung gerichtete Partnerschaft« machen, die als »Keimzelle« dient »jener großen Gemeinschaft, die wir Nation nennen«. Auch der Fachleiter für Religionslehre am Studienseminar Hildesheim Uwe Wolf kennt keine Verkrampfung mehr: »Kirche muß Flagge zeigen« – Schwarzweißrot? Mindestens: »Zu lange hat sie der Schlange Wissenschaft in den Rachen geblickt, statt sie am Nacken zu packen.« Und Eberhard Straub, der ebenfalls schlangenfeindliche Pressereferent beim Stifterverband für die deutsche – natürlich deutsche – Wissenschaft klagt bitter: »Der aufrechte soziale Demokrat lebt für etwas, für das Leben. Für etwas zu sterben – das gab es nur während der großen Erzählungen in der Vergangenheit, als das Leben noch nicht der Güter höchstes war...«

Keine Sorge, Michael J. Inacker, bis 1990 im Planungsstab der Bundeswehr, jetzt Redakteur der »Welt am Sonntag«, attackierte den damaligen Bundespräsidenten Weizsäcker, weil er sich zögerlich gegenüber »eigener militärischer Verantwortungsübernahme im Balkan-Konflikt« gezeigt habe. Ein »Einsatz« dürfe nicht »tabu« sein, nur weil »dort deutsche Soldaten im II. Weltkrieg viel Leid und Unheil angerichtet haben.« Inacker: »Die politische Klasse in Deutschland bauscht Schuld auf, um sich verweigern zu können.« Er mahnt »zur Würde und Gelassenheit zurückzufinden«, und das heißt: ohne Hemmungen einmarschieren. Das hat auch einen guten innenpolitischen Sinn: »Eine Öffentlichkeit, die vom militärischen Einsatz in Bosnien überzeugt ist, würde auch eher verstärkte Flurmanöver oder andere militärische Übungen im eigenen Land hinnehmen.« Bei den weltweiten Interventionen dürfe man sich aber nicht von den Entschlüssen der Uno abhängig machen: »Wer für jeden Bundeswehr- und Nato-Einsatz außerhalb des nordatlantischen Bündnisgebietes einen Beschluß der UN verlangt, der muß wissen, in welche Geiselhaft er sich mit seiner Politik begibt.«

Heraus damit, laßt es sehen – das ist es, was die sogenannten Neunundachtziger als Theorie zu bieten haben. Es kann, schreibt Zitelmann, »keine Aufgabe der demokratischen Rechten« sein – er nennt seinen rechten Landsknechtshaufen von Röhl bis Bubik stets »demokratisch« – , »Theoriearbeit« zu leisten. Die Rechte muß vielmehr »entschlossene und wirksame Antworten« geben, und zwar auf die »wirklichen Probleme«. Er zählt sie – da kennt er kein Tabu – alle auf: »die ständig steigende Kriminalität, die Einwanderungsproblematik, die Gefahren für die äußere Sicherheit, die Gefährdung des Wirtschaftsstandortes Deutschland, die Hypertrophie des Wohlfahrtsstaates«. Diese Antworten sind klar.

Die unselige Witwe übrigens ist auch dabei – beim Buch, den Appell hat sie, wie auch Nolte selbst, nicht unterschrieben. Und die alte Parole des Toten marschiert weiter und immer weiter, bis alles zusammenfällt. »Vielleicht wächst eines

Tages«, so hofft der Peter Meier-Bargfeld, Wiener Korrespondent des »Rheinischen Merkur«, »wieder einmal zusammen, was einmal zusammengehörte«. Er meint nunmehr den Anschluß von Österreich an das neue große Deutschland. Und will noch viel mehr: »Denn in der deutschen Nation – wie in der russischen Puppe – steckt immer noch eine Nation und noch eine und noch eine.«

Bis es soweit ist, spielen die Organisatoren des Berliner Appells Märtyrer. Freya Klier hat ihre Unterschrift unter den Appell inzwischen zurückgezogen und Sarah Kirsch, deren Name unter dem Appell steht, hatihre Unterschrift inzwischen dementiert (»den Text des Appells hätte ich nämlichzum großen Teil nicht unterschrieben«). Darauf erklärten die Neoharzburger, die Distanzierung der Lyrikerin sei das Ergebnis einer Kampagne, die die Unterzeichner massiv unter Druck setze: »Dies erinnert in bedrückender Weise an Versuche der SED-Führung im Jahre 1976, die Unterzeichner der Biermann-Erklärung auseinanderzudividieren.«

In der Rolle der SED trat 18 Jahre später die »FAZ« auf. Sie nämlich war es, die Sarah Kirsch die Gelegenheit bot, sich in einem Interview (»Von einer Hexenjagd auf Konservative kann wirklich nicht die Rede sein«) von dem braunen Aufruf zu distanzieren.

Otto Köhler schrieb in KONKRET 10/94 über das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Konkret 11/94, S. 20

ARCHIV FÜR SOZIALPOLITIK

Jeder ist uns der nächste 32

Samstag, 23.7.1994 (Nachtrag) –

In Stralsund überfallen etwa zehn zwischen 17 und 25 Jahre alte Skinheads eine Berliner Jugendgruppe auf dem niederländischen Schiff »Stella Maris«, mit dem am nächsten Tag ein Ausflug geplant ist. Sie bedrohen die beiden Erzieher und den Kapitän. Als der Kapitän erklärt, daß er bewaffnet sei, ziehen die Skinheads zunächst ab. Zwei Stunden später versuchen rund 20 Skinheads das Schiff zu stürmen und verlangen die »Auslieferung der Türken«. Nur ein vom Kapitän abgegebener Warnschuß hindert sie daran, das Schiff zu stürmen. Die wiederholt über die Küstenfunkstelle Arkona informierte Polizei erscheint erst am nächsten Morgen.

Dienstag, 30.8. –

Nach Auffassung des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofs (VGH) liegt in einer Demonstration der rechtsextremistischen NPD gegen den geplanten Bau einer Moschee in Karlstadt/Landkreis Spessart und gegen die von der NPD behauptete »Islamisierung Deutschlands« »erkennbar keine Störung des friedlichen Zusammenlebens unter den Bewohnern verschiedener Staatsangehörigkeit im Bundesgebiet« vor. In seiner Urteilsbegründung führt der Senat aus, Ausländer müßten sich, wenn sie sich auf Dauer im Bundesgebiet aufhalten wollten, grundsätzlich gefallen lassen, »daß zumindest ein gewisser Bevölkerungsanteil darüber seinen Unwillen öffentlich zum Ausdruck bringt«. Das Landratsamt Main-Spessart hatte die Demonstration verboten; der VGH hebt das Verbot auf. –

Das Landgericht Magdeburg verurteilt drei Rädelsführer des Vatertagspogroms zu Haftstrafen zwischen zwei Jahren und drei Monaten sowie drei Jahren. Der Tischlerlehrling Heiko Kahle, 21, der Kellner Steffen Schütte, 23, und der Gleisbauer Carlo Felgenträger, 23, hatten in einer Gruppe von 30 bis 40 Hooligans in der Magdeburger Innenstadt gezielt Streit mit Ausländern gesucht und diese »wie Tiere durch die Straßen gehetzt«.

Donnerstag, 1.9. –

Die Große Jugendkammer des Landgerichts Walshut verurteilt drei junge Männer wegen zweier Anschläge auf ein Asylbewerberheim in Rheinheim in Südbaden zu Freiheitsstrafen. Der 24jährige Hauptangeklagte erhält wegen dreifachen versuchten Mordes, Brandstiftung und schwerer Körperverletzung sechs Jahre und drei Monate Haft. Sein 18jähriger Komplize wird zu zwei Jahren und sechs Monaten Jugendstrafe verurteilt. Der dritte Angeklagte bekommt ein Jahr und neun Monate Jugendstrafe.

Freitag, 2.9. –

Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim in Romrod/Vogelsbergkreis in Hessen. Auch das Auto eines Asylbewerbers geht in Flammen auf. Es wird niemand verletzt. Die Polizei nimmt zwei Männer im Alter zwischen 23 und 25 Jahren fest, die die Tat gestehen. Ein 23jähriger ist noch flüchtig.

Sonntag, 4.9. –

Vor einer Diskothek in Velten/Kreis Oberhavel werden drei Briten von einer Gruppe von etwa 15 deutschen Jugendlichen angegriffen. Die Überfallenen erleiden Verletzungen und müssen ambulant behandelt werden.

Dienstag, 6.9. –

Brandanschlag auf ein türkisches Kebab-Lokal in Steinau a.d. Straße/Main-Kinzig-Kreis. Unbekannte Täter werfen eine mit einer Flüssigkeit gefüllte Flasche durch die Fensterfront des Lokals. Zudem scheint mit einer Schrotflinte oder einem Luftgewehr ins Innere geschossen worden zu sein. –

In den ersten drei Monaten dieses Jahres wurden insgesamt 4.163 Ermittlungsverfahren wegen rechtsextremistischer Straftaten eingeleitet, davon 1.131 wegen Gewalttaten gegen Ausländer. Wie die Bundesregierung in ihrer Antwort auf eine kleine Anfrage der PDS mitteilt, sei in drei Fällen wegen Mordes oder Totschlags ermittelt worden, 219 mal wegen Körperverletzung. 730 Verfahren richteten sich gegen Volksverhetzung oder Aufstachelung zum Rassenhaß. In 2.905 Fällen seien die Verfahren eingestellt worden, weil die Täter nicht ermittelt wurden. In 529 Verfahren sei es zu einer Verurteilung gekommen, davon in 178 Fällen wegen Straftaten gegen Ausländer. –

Im Juli 1994 registrierte das Bundeskriminalamt nach Angaben der Bundesregierung insgesamt 162 fremdenfeindlich motivierte Straftaten, davon vier Brandanschläge, 33 Angriffe gegen Personen und 125 Straftaten wie Beleidigungen oder Sachbeschädigungen. Von den 102 Tatverdächtigen wurden 23 vorläufig festgenommen, gegen einen Tatverdächtigen erging Haftbefehl.

Mittwoch, 7.9. –

Im Ostseebad Zingst/Mecklenburg-Vorpommern greifen 10 bis 15 Jugendliche in der Innenstadt eine Berliner Schülergruppe an und beschimpfen sie mit ausländerfeindlichen Parolen. Ein 15jähriger türkischer Junge wird mit Faustschlägen traktiert und erleidet eine Kopfverletzung, ein 13jähriger vietnamesischer Schüler wird bespuckt. Gegen fünf Tatverdächtige wird Strafanzeige erstattet.

Donnerstag, 8.9. –

Die Koblenzer Staatsanwaltschaft leitet ein Ermittlungsverfahren gegen Unbekannt wegen möglicher Aktivitäten des rassistischen Geheimbundes Ku Klux Klan in Rheinland-Pfalz ein. Anlaß der Ermittlungen ist ein Bericht von »stern tv« vom Vorabend über ein Ku Klux Klan-Treffen in Mendig in der Eifel. Laut Verfassungsschutzbericht gibt es briefliche Kontakte zwischen deutschen Rechtsextremisten und dem Ku Klux Klan.

Samstag, 10.9. –

Brandanschlag auf ein Einfamilienhaus in Windeck-Dattenfeld bei Bonn. Die Täter dringen durch eine Hintertür in das Haus ein, beschmieren die Wände mit Hakenkreuzen und legen einen Brand. Der Sachschaden wird auf 50.000 Mark geschätzt. Der deutsche Hausbewohner und seine asiatische Ehefrau halten sich zum Zeitpunkt der Tat nicht im Haus auf. –

In Gardelegen überfällt eine Gruppe von etwa zehn rechtsextremen Jugendlichen drei 17 und 18 Jahre alte Asylbewerber aus Ghana, dem Sudan und Sri Lanka. Einer der Angegriffenen muß in ein Krankenhaus eingeliefert werden. Gegen drei 17 bis 19 Jahre alte Tatverdächtige wird Haftbefehl erlassen, der jedoch am nächsten Tag gegen Auflagen außer Kraft gesetzt wird.

Sonntag, 11.9. –

In Lychen/Kreis Uckermark schänden unbekannte Täter zwei russische Ehrenfriedhöfe. Auf einem Friedhof werden 50, auf einem weiteren zwei Grabsteine umgestoßen.

Montag, 12.9. –

In Strausberg wird ein vietnamesischer Asylbewerber vor dem Bahnhof überfallen und beraubt. Die Täter bedrohen das Opfer mit einem Messer, zerreißen seine Kleidung und rauben ihm sein Bargeld. Anschließend stoßen sie ihn aus dem fahrenden Fahrzeug.

Das Archiv für Sozialpolitik erstellt diese Chronik im Auftrag von KONKRET seit November 1991

Antisemitische Angriffe

Freitag, 2.9. –

In der Gedenkstätte des ehemaligen Konzentrationslagers Sachsenhausen randalieren vier Skinheads. Nach Angaben von Besuchern der Gedenkstätte zeigen die vier 23 bis 29 Jahren alten Männer den »Hitlergruß«, rufen neonazistische Parolen und bespucken Steinblöcke auf dem Gelände. Die Polizei nimmt die Täter fest.

Sonntag, 4.9. –

Brandanschlag auf die ehemalige Lagerbäckerei des früheren Konzentrationslagers Sachsenhausen. Der Brand zerstört ein Nebengebäude und das Dach des Haupthauses.

Mittwoch, 14.9.1994 –

Der Prozeß wegen Volksverhetzung gegen den amerikanischen Rechtsextremisten Fred Leuchter vor dem Mannheimer Landgericht kommt nicht zustande, da Leuchter zur Eröffnung der Hauptverhandlung nicht erscheint. –

Das Amtsgericht Berlin-Tiergarten verurteilt zwei Marzahner Schüler wegen der Verbreitung eines antisemitischen Witzes über ein weltweit zugängliches Computernetz und befindet sie der Volksverhetzung für schuldig. Sie müssen das frühere Konzentrationslager Sachsenhausen besuchen und einen Aufsatz darüber schreiben.

Freitag, 16.9. –

Das Bundeskriminalamt (BKA) registrierte im ersten Halbjahr 1994 insgesamt 701 antisemitische Straftaten. Im Vergleich zum ersten Halbjahr 1993 mit 343 derartigen Delikten ist dies ein Anstieg um 104 Prozent. In den ersten sechs Monaten 1994 wurden von der Polizei 121 dieser Straftaten aufgeklärt, 187 Straftäter wurden festgenommen. Davon sind laut BKA-Studie 23 Mitglieder rechtsextremistischer Organisationen. 120 Täter seien der Polizei bereits wegen anderer politisch motivierter Delikte bekannt gewesen. Die meisten antisemitischen Straftaten wurden in Bayern registriert (115). In Hessen

waren es 108 Delikte, in Nordrhein-Westfalen 92, in Baden-Württemberg 89, in Niedersachsen 71 und in Brandenburg 70 antisemitische Delikte.

Montag, 19.9. –

Wie das Landgericht Mannheim mitteilt, nimmt der wegen seiner umstrittenen Urteilsbegründung im Prozeß gegen den NPD-Vorsitzenden Deckert von seinem Amt entbundene Richter Wolfgang Müller seine Arbeit als Vorsitzender der 1. und 6. Strafkammer wieder auf. Richter Rainer Orlet, der die Urteilsbegründung verfaßt hatte, ist weiterhin krankgeschrieben. –

Die Berliner Staatsanwaltschaft erhebt Anklage gegen den Rechtsextremisten Bela Althans wegen seiner Äußerungen in dem Film »Beruf Neonazi«. In dem Film bezeichnet der 28jährige die Massenvernichtung von Juden im ehemaligen Vernichtungslager Auschwitz mit Verweis auf pseudowissenschaftliche Argumente als nicht machbar. Es sei, so erklärt Althans vor der Kamera, eine »riesengroße Verarschung, die hier stattfindet«, denn die Juden hätten überlebt und »nehmen jetzt Geld von Deutschland«. Angeklagt wird Althans wegen Volksverhetzung, Beleidigung und Verunglimpfung des Andenkens Verstorbener und wegen Verbreitens nationalsozialistischer Propagandamittel.

Konkret 11/94, S. 22

Carsten Otte, Henrik Ghanaat

Vereinigte Finsterlinge

Eine gründliche Analyse der Parteienwerbung zur Bundestagswahl hätte den für Millionen Wähler mühsamen Gang zur Urne überflüssig machen können

»Wenn Wahlen was verändern würden, wären sie verboten«, hieß es in einer in KONKRET abgedruckten Kleinanzeige. Eine »Massenzeitung 4 S. mit aktuellen Artikeln gegen linke Wahlbeteiligung. 1000 Ex. = 2000 DM + Sonderheft« sollte der potentielle Nichtwähler erwerben, um – nachdem er alle »1000 Ex.« im WG-Flur oder in der Bauernstube des Kommunehofes gestapelt und sich beim Stolpern über sie das Knie ausgerenkt hatte – sich und seine Lieben von der Wichtigkeit der Unwichtigkeit von Wahlen zu überzeugen. Und wäre es nach dem Willen der Leute von der »Graswurzelrevolution« gegangen, so hätte es beim Melken der Hofkuh aus dem stoppelbesetzten Mund des wackeren Landwirts mechanisch vor sich hingemurmelt: »Nie wieder Stimmvieh!«

Die Propaganda für die gute Sache wäre nicht nötig gewesen. Die Botschaft des diesjährigen Bundestagswahlkampfes war eindeutig: Nicht nur sollten, wie auch sonst üblich, die Wähler durch die öffentlich plakatierte Inhaltsleere und Langeweile vorsätzlich zum Nichtwählen angestiftet werden. Sondern diesmal ging es darum, auch denjenigen, bei denen alles gute Zureden nichts half, zu suggerieren, ihre Wahl wenigstens so zu treffen, daß aus ihrem Verhalten nichts anderes resultieren würde, als wenn die Wahl diesmal der Ehrlichkeit halber nicht stattgefunden hätte.

Die CDU etwa setzte auf die Trägheit der Wählermasse. Inmitten derselben plazierte sie auf ihrem Wahlplakat den angenehm beleuchteten Kohlkopf. Aus der kommmentarlos präsentierten, nicht einmal mit dem Parteikürzel versehenen Massenszene sprach die nackte Faktizität: »Mich kann man garnicht abwählen«, schien der Kanzler sagen zu wollen. »Ich bin unter euch wie der heilige Geist. Ich bin ein nicht falsifizierbares Naturgesetz.« Für die Jungwähler, die solch ein Plakat eher zum Kauf eines Benetton-Pullovers hätte anregen können, hielt die Partei indes noch eine Alternative parat: In »The army needs you«-Manier streckte der Kanzler den Zeigefinger aus; wobei die Plattheit, daß es »um Deutschland« gehe, erneut so allgemein gehalten wurde, daß an der Selbstverständlichkeit, Kohl zu wählen, um so weniger gerüttelt werden konnte. Je weniger die CDU es für nötig hielt zu begründen, warum man ihr die Stimme geben sollte, um so deutlicher schien jedes davon abweichende Wahlverhalten unter Begründungszwang zu stehen. Selbst mit der Parole »Zweitstimme ist Kanzlerstimme« wurde diese Taktik durchgehalten. Nicht, ob die CDU und ihr Kanzler wiedergewählt werden sollte, stand zur Disposition, das war ohnehin schon klar; es sollte lediglich der in einigen Bergdörfern möglicherweise immer noch verbreiteten Vorstellung entgegengewirkt werden, daß die Zweitstimme nicht so wichtig sei und deshalb nicht der CDU, sondern spaßeshalber einmal der »Naturgesetzpartei« gegeben werden könnte. Für die Selbstsicherheit der Partei sprach dabei auch, daß sie die Zweitstimmenkampagne diesmal nicht wie sonst der FDP überließ: Kohl wird Kanzler, zur Not auch mit der SPD, denn: »Es geht um Deutschland.«

So wenig die Wahlplakate über politische Positionen einer Partei Auskunft geben, so deutlich wurde doch bei der SPD der Seelenhaushalt der Politiker aufs Papier projiziert. Der SPD-Vorsitzende Rudolf Scharping beispielsweise ahnte seine Niederlage; jede Wahlwerbung der Sozialdemokraten verkündete vornehmlich eine Botschaft: »Wir haben Angst!« Warum sonst ließ sich der Kanzlerkandidat mit einer Frau wie Regine Hildebrandt ablichten, einer Frau, deren Artikulationsweise an jene armen Schweine erinnert, die wissen, daß sie in den nächsten Stunden geschlachtet werden? Und warum mußte dieses unglückselige Paar auch noch mit dem Slogan »Gemeinsam sind wir stark!« versehen werden? Immerhin hatte das Pärchen etwas Ermunterndes: Scharping, dessen Ausdruckspalette gewöhnlich von latent-resignativ bis manisch-depressiv reicht, wirkte neben Heulsuse Hildebrandt ein wenig aufgelockerter, ganz so, als wenn sie ihn während des Fototermins in die Arme genommen und ihm ins Ohr geflüstert hätte: »Beim nächsten Wechsel klappt’s bestimmt!«

Daß jedoch die Wahlstrategen in der Bonner »Baracke« die Neurosen ihrer Schützlinge nicht mehr kaschieren, kann nur damit erklärt werden, daß die SPD die Wahl nie ernsthaft gewinnen wollte. Mitschuldig an der Misere war natürlich auch Bündnis 90/Die Grünen. Bei ihnen wirkte alles irgendwie ein bißchen dröge. Wer der von den Grünen mitgetragenen Kampagne zur Wiedereinführung der »Nutzpflanze« Hanf nicht so recht über den Weg traute, konnte sich bestätigt fühlen, wenn er sah, wie die Schluffis durch die Medien schlappten: Als hätte er die Nächte mit dem Verzehr großer Mengen Haschischkekse verbracht und wäre infolgedessen tagsüber leicht indisponiert, säuselte Ludger Vollmer »Ein Land reformieren, und zwar grün, bitte sehr« in die Kamera.

Die FDP setzte auf bekannte Rezepte der Massenpsychologie. Wie im zukünftigen Anschlußgebiet Österreich erfolgreich vorexerziert, sprachen die Freiheitlichen jetzt von Liberalismus, wenn sie Faschismus meinten. Nachdem man in der letzten Zeit auf allen Fronten verloren hatte, stand am 16.Oktober der Endkampf bevor: »Es geht um die Stabilität des Ganzen und die Freiheit des Einzelnen; es geht um die Leistung, die man bringt, und darum, daß sie etwas bringt; es geht darum, wie Deutschland die Welt sieht und die Welt uns; es geht um politisches Lenken oder hilfloses Zusehen und darum, ob unser Land seine Mitte verliert. Am 16.Oktober geht es um alles – für Deutschland und die einzig liberale Partei in

Deutschland: die F.D.P.«, las man im »Spiegel« kurz vor der Wahl. Mehr, als darauf zu vertrauen, daß der Aufruf, es ginge in Deutschland um alles, Erfolg haben würde, konnten die Liberalen nicht tun. »Ich möchte an diesem Tage aber auch über etwas anderes keinen Zweifel lassen: Einer ganzen feindlichen Umwelt zum Trotz habe ich einst im Inneren meinen Weg gewählt und bin ihn als ein Unbekannter, Namenloser gewandert bis zum endgültigen Erfolg. Oftmals totgesagt und jederzeit totgewünscht, abschließend doch als Sieger! Mein heutiges Leben wird aber ebenso ausschließlich bestimmt durch die mir obliegenden Pflichten. Sie ergeben zusammengefaßt nur eine einzige, nämlich: für mein Volk zu arbeiten und dafür zu kämpfen«, hätte Klaus Kinkel sich vor dem 16. Oktober empfehlen können, wenn nicht zuvor schon Adolf Hitler am 30. Januar 1945, also ebenfalls 12 Jahre nach der Machtergreifung, diese Formulierungen gewählt hätte.

Die PDS? »Wir sind die Partei der Finsterlinge vom Schlage Gregor Gysis. Doch fürchtet Euch nicht!«, lautete einer ihrer Wahlsprüche. Die sind wenigstens ehrlich; die wählen WIR das nächste Mal.

Carsten Otte und Henrik Ghanaat sind freie Autoren und leben in Berlin

Konkret 11/94, S. 23

Georg Fülberth

Kündigungsschreiben

Ein Papier aus der Grundsatzabteilung der IG Metall sorgt derzeit für Unruhe. Die Bildungsarbeit der Gewerkschaft wird darin als dogmatisch marxistisch kritisiert und es wird empfohlen, die Hardliner zu feuern

In den angeblich ideologiestarken siebziger Jahren tobte unter Gewerkschaftsintellektuellen ein Streit um die organisationseigene Bildungsarbeit. Zwei Richtungen standen gegeneinander: Erstens der Erfahrungsansatz. Die Teilnehmer(innen) an gewerkschaftlichen Kursen sollten mit der Wahrnehmung ihrer Lebens- und Arbeitssituation beginnen und von dort ausgehend zu weiteren Erkenntnissen kommen. Eine zweite Richtung hielt dafür, daß nicht alle Erkenntnisse über Gesellschaft nur durch die Erfahrung erschließbar seien. Der Interessengegensatz von Unternehmern und Unternommenen sei eine Tatsache, auch wenn er nicht in der »Bild«-Zeitung steht. Also solle man von ihm ausgehen.

Wahrscheinlich hatten beide recht, und es hätte sich eine gute Kombination ergeben können. Dies ging aber auf keinen Fall, denn es war kalter Krieg, und man ordnete sich in die Fronten ein. (Wer das nicht wollte, wurde eben zugeschrieben.)

Die Verfechter des Erfahrungsansatzes hatten einen Stützpunkt in der Bundesjugendschule des DGB in Oberursel. Eines ihrer Häupter, von Konkurrenten des Trotzkismus bezichtigt, unterhielt optimale Beziehungen zur rechtslastigen IG Chemie, Papier, Keramik, insbesondere wenn es um die Entlarvung und Bekämpfung von sogenannten Stalinisten ging. Denen warf man gut basisdemokratrisch vor, sie bedienten sich der gewerkschaftlichen Apparate, um andere Linke (nämlich die wahren Revolutionäre) auszuschalten. Fassen Sie sich ruhig an den Kopf: Sie können das wirklich nicht begreifen. Es ist ja auch schon lange her.

Wichtig in den bisherigen Auseinandersetzungen war immer die IG Metall. Unter ihrem radikalen Vorsitzenden Otto Brenner (1907 – 1972) konnte sie den Klassenkampf nicht völlig vergessen. In den sechziger Jahren orientierte sie ihre Bildungsarbeit am Konzept einer offensiv verstandenen betriebsnahen Tarifpolitik. Später, nach 1974, wurde in der Bundesschule Sprockhövel ein Seminarprojekt entwickelt, das die Interessengegensätze der kapitalistischen Gesellschaft in den Mittelpunkt stellte.

Inzwischen hat sich in der IG Metall einiges geändert. Während Franz Steinkühler an der Börse beschäftigt war, kamen aus der Grundsatzabteilung seiner Gewerkschaft zunehmend seltsame Verlautbarungen. Berühmt sind die Aufrufe des Referenten Kowalsky, man möge die linken Vorbehalte gegen den Faschismus revidieren.

Aus derselben »Abteilung Grundsatzfragen« der IG Metall stammt ein Papier über »Reform und Erneuerung der Bildungsarbeit in der IG Metall« vom August 1994. An dessen Schluß steht ein Appell: »Es gilt aber, den Blick nach vorne zu richten. Für die Bildungsarbeit der IG Metall ist eine Reform und Erneuerung an Haupt und Gliedern angesagt.« Zunächst aber wird die Vergangenheit angeschaut. Dabei ergibt sich, daß diese vor allem aus Fehlern bestand: »Die Bildungsarbeit der IG Metall war zumindest bis zum Jahr 1990 ein wichtiges Einfallstor für ideologisch-dogmatische und doktrinäre Gesinnungsmuster.« Die größte Sünde findet sich im »Modellseminar« von Sprockhövel. Dessen »inhaltliches Kernstück« sei »der sogenannte Interessengegensatz bzw. der Grundwiderspruch zwischen Arbeit und Kapital«. Dadurch werde in schädlicher Weise »bipolares Denken« gefördert. Doch Sprockhövel ist überall: »Der Rückzug der Bildungsarbeit auf das ideologische Grundmuster des Interessengegensatzes hat bisher verhindert, daß die Bildungsarbeit auf der Grundlage einer ›intelligenten Kapitalismusanalyse‹ zeitgemäße Antworten auf Strukturwandel und Zukunftsfähigkeit gefunden hat.« Im Ergebnis blieben immer mehr Kolleginnen und Kollegen den Kursen fern.

Bekümmert konstatieren die Verfasser, daß seit drei Jahrzehnten die für die Bildungsarbeit zuständigen Mitglieder des Geschäftsführenden Vorstands dieses Unwesen gefördert haben. Als einen der Übeltäter machen sie Helmut Schmidts späteren Finanzminister Hans Matthöfer aus.

Nun sei eine Erneuerung notwendig. »Dabei geht es zunächst darum, den Interessengegesatz bzw. den Grundwiderspruch zwischen Kapital und Arbeit aus dem anmaßenden Monopol der Deutung und Interpretation gesellschaftlicher Entwicklungen herauszulösen und ihn in eine Gesamtstrategie einzuordnen.« Im weiteren Fortgang zeigt sich allerdings, daß dies nur ein Ausgangssatz war. Das alte Möbel soll nicht »eingeordnet« werden, sondern es verschwindet, und an seine Stelle tritt ein Irgendwas, das nicht näher bezeichnet wird.

Es entstehen arbeitsrechtliche Probleme. Das bisherige, als verbohrt geltende Personal ist noch da. Es soll deshalb durch »eine Politik der ausgestreckten Hand« für die neue Linke gewonnen werden. Wer allerdings von der geballten Faust nicht lassen kann, soll sie zu spüren bekommen: »Von Kolleginnen und Kollegen, die sich einem solchen Prozeß verweigern oder entgegenstellen, muß die Organisation sich trennen. Hier wären Angebote für den Vorruhestand bzw. Abfindungen denkbar, als letztes Mittel betriebsbedingte Kündigungen.«

Das Frankfurter Papier könnte als Dokument der Panik mißverstanden werden. Den Gewerkschaften geht es gegenwärtig nicht gut, zu den Symptomen gehören Einflußverlust der Organisation in den Belegschaften und schwindendes Ansehen an der Spitze bei den Mitgliedern. Die Frankfurter Autoren wollen von alledem nur sehen, daß die Belegzahlen der Bildungskurse zurückgehen. Daß dies ein Ergebnis allgemeinen Desinteresses an der eigenen Gewerkschaft ist, erwähnen sie klugerweise nicht. Es könnte nach den Gründen gefragt werden.

Doch handelt es sich nicht um Panik, sondern um ein bißchen Strategie. Steinkühler hatte damit angefangen, die IG Metall in ein kooperatives Verhältnis zu seinen Tennispartnern und in Gleichklang mit Hermann Rappes Chemiegewerkschaft zu bringen. Die bisherige Bildungspolitik paßte nicht dazu. Über sie bemerken die Papierverfasser: »Sie trabte, insbesondere seit die Konturen der Politik der IG Metall seit Ende der 80er Jahre klarer und schärfer hervortraten, nur noch mehr oder weniger teilnahmslos neben der Gesamtorganisation her.« Die neuen Konturen: das war Steinkühler. Nunmehr hoffen die Autoren, daß Zwickel das Werk vollendet.

Das als intern gedachte Frankfurter Dokument ist wohl ein bißchen zu schnell nach außen gedrungen. Inzwischen macht es in der Zentrale unliebsames Aufsehen. Zwei Fragen werden diskutiert. Erstens: Wer hat es geschrieben? Zweitens: Wer hat es weitergegeben? Was den ersten Punkt angeht, könnte man zwar an Kowalsky denken, aber er war es, wie man hört, nicht. Ein starker Verdacht ruht auf einem Doktor Schabedoth, den ein kurzer Marsch von einem ländlichen Juso-Asta in die Büros der IG Metall geführt hat. Andere verweisen auf einen Doktor Schaaf, einen ehemaligen Verfechter sozialistischer Positionen, den sie mit dem Poeten Peter Schütt vergleichen. Das zuständige Vorstandsmitglied, Siegfried Bleicher, ist pikiert, denn das Papier wurde ohne sein Wissen angefertigt und kann von ihm sogar als Kritik an bisheriger Tatenlosigkeit verstanden werden. Einige vermuten, der stellvertretende IG Metall-Chef Riester habe das ganze veranlaßt, denn es passe ihm in den Kram. Andererseits ist die Angelegenheit auch dem Geschäftsführenden Vorstand peinlich. Ihn stören nicht die in Papier niedergelegten Forderungen, sondern die als beleidigend empfundene Mitteilung, in der Industriegewerkschaft Metall gebe es noch dogmatische Reste.

Es ist wie bei einem Vaterschaftsprozeß: Keiner will es gewesen sein, aber das Ergebnis ist da. Irgendwann wird es weitere Resultate zeitigen: die kostengünstige Abschaffung der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit überhaupt und ihre Ersetzung durch privatwirtschaftlich angebotene Managementkurse. Vielleicht muß sich der Vorstand irgendwann auch entscheiden, ob er seine Grundsatzabteilung auflösen will oder gleich die ganze Gewerkschaft.

Konkret 11/94, S. 24

Dario Azzelini

Marines for peace?

Auf Haiti ist die eigentümliche Situation entstanden, daß die USA vorgeben, an der Seite eines Präsidenten einzumarschieren, den man für einen Sozialisten halten muß

Das war fein überlegt: Die USA marschieren ohne Widerstand und ohne Risiko in Haiti ein. Zwar scheiterten ihre Versuche, eine Lösung der »Haiti-Krise« ohne den am 30. September 1991 weggeputschten haitianischen Präsidenten Aristide zu finden. Doch als Präsident ihrer Gnaden, von US-Militärs eskortiert und wieder ins Amt gesetzt, konnte die US-Regierung den Pater gerade noch akzeptieren. Der Erdnußfarmer und Ex-Präsident Carter hatte mit dem wie Carter ständig grinsenden starken Mann der haitianischen Militärdiktatur, Armeechef Cédras, den Abtritt der Generäle ausgekungelt. Ohne Aristides Beisein und ohne seine Zustimmung einigten US-Regierung und haitische Armee auf eine Generalsamnestie der führenden Köpfe des Cédras-Regimes und ihrer mordenden und folternden Schergen. Unter diesen Bedingungen stimmten die Militärs ihrem Rücktritt zu.

Jean Bertrand Aristide, 41, wurde am 16. Dezember 1990 zum Präsidenten gewählt. Bei 80 – 90 Prozent Wahlbeteiligung gaben ihm zwei Drittel der Wähler die Stimme. Am 7. Februar 1991 trat er sein Amt an, fünf Jahre nach dem Sturz der Duvalier-Diktatur und nach zwei gescheiterten Versuchen, freie Wahlen zu organisieren. Ursprünglich hatte Aristide gar nicht kandidieren wollen, erst wenige Wochen vor den Wahlen ließ er sich von der kleinen Linkspartei FNCD (Nationale Front für Veränderung und Demokratie) überzeugen, gegen den Ex-Innenminister Duvaliers, den bekannten Folterer Roger Lafontant anzutreten.

Aristides Kandidatur unterstützten Basisorganisationen, Gewerkschaften, demokratische Gruppierungen, Kirchengemeinden und die radikale Linke. Seine bürgerlichen und rechten Gegener einigten sich daraufhin auf den Kandidaten der USA, den ehemaligen Weltbank-Mitarbeiter Marc Bazin. Doch der scheiterte bei den Wahlen mit nur 13 Prozent der Stimmen kläglich.

Aristide stammt aus den untersten Schichten der haitianischen Gesellschaft. Er erhielt seine Schulbildung vom katholischen Salesianerorden. Mit 13 Jahren trat er in das Priesterseminar der Salesianer ein, absolvierte ein Noviziat und studierte Philosophie, Psychologie und Theologie. Er erhielt die Priesterweihe, geriet aber immer wieder mit der Kirche in Konflikt. Im November 1988 kam es zum endgültigen Bruch. Unter dem Vorwurf, zum gewaltsamen Widerstand aufgerufen zu haben, wurde Aristide aus dem Salesianerorden ausgeschlossen. Aristide gründet die befreiungstheologische Bewegung »Ti Legliz« (Kleine Kirche).

Aristide, von seinen Anhängern »Tidid« genannt, versprach keine Wunder. »Gerechtigkeit, Tranzparenz und Partizipation«, lautete sein zentraler Wahlslogan. Immer wieder betonte er, die Haitianer könnten für Veränderungen und Verbesserungen nur auf ihre eigene Kraft bauen. Er könne ihnen nicht mehr als ihre Würde geben. Für die 80 Prozent der Bevölkerung, die auf der halben Karibikinsel unterhalb des Existenzminimums leben, stellte Aristide eine neue Hoffnung dar. Kurz nachdem seine Kandidatur bekannt wurde, ließen sich in dem etwa sieben Millionen Einwohner zählenden Land zwei Millionen Wahlberechtigte neu in das Wählerverzeichnis eintragen.

Die in kirchlichen Basiskreisen entstandene Bewegung »Lavalas« (Erdrutsch) und ein breites Spektrum an progressiven, sozialen und politischen Organisationen trugen Aristide zum Sieg. Während sich die Massen an die sofortige Umgestaltung der Gesellschaft machten, schauten Militärs und Bourgeoisie ungläubig auf das Geschehen und schmiedeten Pläne, um den Selbstbedienungsladen »Republik Haiti« nicht aus den Händen zu geben. Nur drei Wochen nach den Wahlen kam es zu einem ersten Putschversuch unter der Führung Lafontants. Die Bevölkerung ging im ganzen Land auf die Straßen, errichtete Barrikaden, tötete bekannte Tonton Macoutes und belagerte den Nationalpalast, in dem die Putschisten saßen. Der Putschversuch scheiterte.

Als eine der ersten offiziellen Amtshandlungen versetzte Aristide acht hochrangige Militärs in den Ruhestand und verpflichtete Herard Abraham, den Chef des Generalstabes, der sich bereits ein Jahr vorher als loyal erwiesen hatte, die Armee in den Dienst der Demokratie zu stellen. Die Amtsübernahme Aristides glich einem riesigen Volksfest.

Der Prozeß der Umgestaltung der Gesellschaft während Aristides siebenmonatiger Amtszeit wurde von breiten Teilen der

Bevölkerung, der Lavalas-Bewegung, Kulturvereinen und Bauern-, Frauen- und Jugendorganisationen aktiv mitgetragen. Die Ministerien und Ämter wurden für alle geöffnet, die Verwaltung reformiert und von Tonton Macoutes und Neo-Duvalieristen gesäubert. Folterer wurden vor Gericht gestellt, Lafontant etwa zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt. Für Lebensmittel wurden zeitlich begrenzte Preiskontrollen eingeführt, um die Ernährung der Bevölkerung zu sichern. Eine riesige Alphabetisierungskampagne begann, Regierung und Bauernorganisationen strukturierten die Landwirtschaft neu, begannen die Eigentumsverhältnisse für Ackerland zu klären und Besitztitel an Kleinbauern zu vergeben. 75 Prozent der Haitianer leben von der Landwirtschaft, ein Drittel von ihnen besitzt kein Land, der Rest meist

nur einen Hektar, was nicht ausreicht, um das Überleben zu garantieren. Das Pachtsystem, das die Bauern dazu zwingt, 50 Prozent ihrer Ernte an den Landeigentümer zu übergeben, wurde abgeschafft. Großgrundbesitzer wurden zwar nicht enteignet, doch wer mehr als die für das Auskommen einer Familie notwendige Landmenge besaß, wurde mit hohen Steuern belegt. Eine massive Wiederaufforstung sollte das trockene Land vor der ökologischen Katastrophe bewahren.

Die Veränderung der Wirtschaftsstruktur erwies sich als schwieriger. Auch ökonomisch hinterließen die Diktaturen ein Desaster. 70 Prozent der Bevölkerung waren arbeitslos, lediglich die Freihandelszonen, in denen für die USA produziert wird, Schmuggel und Drogenhandel – fest in den Händen der zwölf reichen Familien-Klans Haitis – florieren. Als Gegner des IWF und der Weltbank bat Aristide niemanden um Kredite. Er ernannte einen Agronom zum Premierminister und baute primär auf Selbstversorgung und Sicherung der Grundbedürfnisse. Der Mindeststundenlohn in der Montage-Exportindustrie wurde von 14 auf 50 Cent die Stunde angehoben, der Mindesttageslohn von 50 Cent auf 2,50 Dollar.

Angesichts des eingeleiteten strukturellen Wandels geriet die Regierung Aristides unter den Beschuß der Machteliten, der Kirchenführung und der USA. Die US-Organisation für internationale Entwicklung verkündete vier Monate nach dem Amtsantritt Aristides, »die Regierung hätte Entscheidungen getroffen, die in hohem Maße für das wirtschaftliche Wachstum schädlich seien«. Die haitianischen Bischöfe beschimpften Aristide als »Sozialbolschewist«. Der apostolische Nuntius, Monsignore Lorenzo Baldissieri, war nach dem Putsch auch als einziger Vertreter des diplomatischen Corps in Haiti bei der Amtseinführung des von der Diktatur ernannten Präsidenten Marc Bazin anwesend.

Als nach Aristides Amtsantritt etwa 150 Schergen der Militärdiktatur durch die Bevölkerung getötet wurden, griff die internationale Öffentlichkeit das begierig auf, um den am 30. September 1991 folgenden Putsch zu rechtfertigen. Im Nachhinein fand Aristide es erstaunlich, »wieso wir ganze acht Monate arbeiten konnten«. Der Putsch wurde von der haitianischen Bourgeoisie mit 40 Milionen Dollar finanziert und von Militärs, Duvalieristen und den USA von langer Hand vorbereitet. Aristide, so Gerard Pierre Charles, einer seiner engen Mitarbeiter, hatte »zwar die Wahlen und die Regierung, aber nicht die Macht erobert«.

Zweifellos ist Aristide für die Masse der Haitianer weiterhin ein Hoffnungsträger. Die Strategie Aristides seit dem Putsch, seine weitreichende Verhandlungsbereitschaft haben in der haitianischen Opposition, den politischen Organisationen und der Volksbewegung zu umfassenden und kontroversen Diskussionen geführt. Auf der parlamentarischen Ebene ist die FNCD, die die größte Fraktion in beiden Kammern des haitianischen Parlaments stellt, die einzige Partei, die während der letzten Jahre jedes Abkommen, das nicht die Rückkehr Aristides einschloß, ablehnte. Die FNCD beschloß nach dem Putsch einen Sitzungsboykott, rief zum gewaltfreien Widerstand auf und organisierte anfänglich viele Demonstrationen. Das Cédras-Regime reagierte mit dem Einsatz von Armee und Polizei. Andere kleine sozialdemokratische oder reformierte Parteien waren durchaus bereit, sich mit den neuen Machthaber zu arrangieren. Der Chef der KP Haitis, René Theodore, war sogar 1992 eine Zeit lang als neuer Premierminister der Militärs im Gespräch. Die KP hatte Aristide bereits vor den Wahlen als »Ayatollah« und »Provokateur« diffamiert.

Über die Strategie zur Beseitigung des Militärregimes und die Wiedereinsetzung Aristides herrschte und herrscht Uneinigkeit. Ein Teil der Lavalas-Bewegung und die FNCD tendierten in den letzten Jahren zu kompromißbereiten Verhandlungen und einer Festigung der Organisationsstrukturen, viele soziale Organisationen und Befreiungstheologen hingegen kritisierten die Kompromißbereitschaft und sprachen sich gegen Organisationsformen aus. Aristide versuchte stets, die beiden Strömungen im Gleichgewicht zu halten. Das Handelsembargo wurde von einigen begrüßt, von anderen als »kriminell« bezeichnet, da es nur die Unterschichten treffe, während sich die Oberschicht am zusätzlichen Geschäft auf dem Schwarzmarkt bereichern würde.

Aristide hat niemals um eine Militärinvasion gebeten oder sie befürwortet, sich allerdings auch lange nicht mehr deutlich gegen sie ausgesprochen. Teile der haitianischen Opposition hingegen forderten die US-Intervention, während wiederum andere und die Exilorganisationen in der Dominikanischen Republik jeden Militäreinsatz strikt ablehnen. Sie erinnern an die 20 Jahre US-Besetzung von 1915 bis 1934 und fürchten zu Recht, daß die US-Army letztendlich die Lavalas-Bewegung im Zaum halten und eine revolutionäre Entwicklung verhindern soll. Die US-Intervention sei ganz im Sinne der Militärs. Sie stelle ihre einzige Chance dar, aus der Situation noch lebend herauszukommen. Vielleicht ist die Behauptung übertrieben, doch in den letzten Monaten kam es vereinzelt zu bewaffneten Aktionen gegen Polizei und Militärs. Auch nach dem Einmarsch der US-Truppen wurde deutlich, daß die Haitianer nicht bereit sind, Straffreiheit für Schergen des Cédras-Regimes hinzunehmen. Die US-Truppen waren schon einige Male damit beschäftigt, Geheimpolizisten oder Tonton Macoutes vor der Lynchjustiz aufgebrachter Massen zu retten. In einigen Fällen gelang es ihnen nicht.

Ob Aristide den Ansprüchen und Hoffnungen der Haitianer nach seiner Rückkehr gerecht werden kann, ist fraglich. Seine Spielräume werden unter den Bedingungen der US-Besetzung nicht groß sein. Andererseits hat er die US-Politik auch während der letzten Jahre immer wieder kritisiert und durch die Ablehnung des Amnestieabkommens deutlich gezeigt, daß ihm Aufrufe zu Ruhe und Besonnenheit egal sind, solange die Mörder und Folterer frei herumlaufen und die Lebenssituation sich nicht verbessert hat.

Wenn auch die Linke Haitis herbe Schläge einstecken mußte und Tausende ihrer besten Aktivisten verloren hat, die weitere Entwicklung auf Haiti ist völlig offen. In den optimistischen Worten des Aristide-Vertrauten und Botschafter der Aristide-Regierung in Mexico, Pierre Lelong F.: »Wir haben unsere erste Revolution 1791 begonnen und erst 1803 beendet... Alles, was in Haiti passiert, ist Werk des Volkes; wenn es bereit ist durchzuhalten und seinen Weg weiter zu gehen, werden wir es begleiten... Es zählt der Prozeß und ich weiß wohin der Weg geht. Die Zeit macht mir keine Sorgen.«

Dario Azzelini ist freier Journalist und lebt in Berlin

Konkret 11/94, S. 26

Christian Eggers

Fluchten

Die Solidaritätsbewegung streitet sich über Kuba. Politische Solidarität entwickelt sie nicht

Alles deutet auf Flucht hin, auch eure Praxis der internationalen Solidarität.
Yessie Macchi, Tupamara aus Uruguay, über die Linke in der BRD

Wieder einmal wird ausführlich über das Ende Castros spekuliert. »Revolutionäre können ... gestürzt werden – nicht vom CIA, sondern vom eigenen Volk. Fidel Castro wird das erleben« (Winfried Scharlau im »Weltspiegel«). Im »Neuen Deutschland« nahm Reiner Oschmann schon mal vorsorglich »Abschied« von der »Ikone« Kuba, denn »Fidel ist mit seinem Latein am Ende«. Und um klarzustellen, wer mit diesem Abschied Willkommen geheißen werden soll, vergaß Oschmann nicht zu bedauern, daß die Wiedereinführung der Marktwirtschaft auf Kuba nur »halbgewalkt« sei.

Aus der Solidaritätsbewegung war in den letzten Monaten nur wenig zu hören. Dabei gibt es mittlerweile fast in jeder größeren Stadt Leute, die sich für Kuba engagieren. Diese Gruppen gehören zwar zu den wenigen überhaupt noch organisierten internationalistischen Zusammenhängen in der BRD, aber dezidiert linke Positionen sind inzwischen auch dort eher selten geworden. Kritik an Kubas Weg zur Marktwirtschaft ist nicht gefragt.

Da eine Diskussion über die Politik und Geschichte der einstmals nicht nur für Linke aus der 3. Welt so attraktiven kubanischen Revolution kaum noch oder allenfalls hinter den verschlossenen Türen der Soli-Gruppen stattfindet, ist die Bewegung nicht in der Lage, politische Solidarität zu entwickeln. Sie beschränkt sich auf eine Verurteilung der US-amerikanischen Blockade und die Organisation von Spendensammlungen. »Solidarität ist die Zärtlichkeit der Völker!« heißt das kitschige Motto – fälschlicherweise bis vor nicht allzu langer Zeit ausgerechnet Che Guevara zugeschrieben – , unter dem eine karitative Aktion der anderen Konkurrenz macht. Gedanken darüber, daß diese absurde und peinliche Metapher immerhin eine Romanze zwischen »den Völkern« Deutschlands und Kubas proklamiert, machen ihre Liebhaber sich offensichtlich nicht.

Nun soll gar nicht in Zweifel gezogen werden, daß es auch sinnvolle Unterstützungsprojekte gibt. In der Regel befördern sie aber eher eine Flucht in die Entpolitisierung. Deren vorläufiger Höhepunkt ist ein Aufruf des »Netzwerk Cuba – Informationsbüro e.V.« zu einer »bundesweiten Solidaritätskarawane«, die im September/Oktober stattfinden soll. Darin heißt es u.a.: »Wir wehren uns dagegen, daß die Konflikte der Welt auf dem Rücken der Kinder, der alten Menschen oder sonstigen schuldlosen Bürgern ausgetragen werden. Sie sollen nicht hungern. ... Seit drei Jahren organisieren in den USA die ›Pastors for Peace‹ Freundschaftskarawanen für Cuba, die durch hunderte von Städten zogen, mit Menschen redeten und Medikamente, Kleidung, Rollstühle, Schulbusse, mitunter Bibeln und auch Geld sammelten. ... Dem Aufruf der US-amerikanischen Pastoren folgend, wollen wir in Europa, auch hier in der Bundesrepublik, gemeinsam Ähnliches durchführen.« Statt die Propagandaoffensive gegen die kubanische Regierung politisch anzugreifen, schmiedet die Koordinationsstelle der Solidaritätsgruppen in der BRD nun also pastorale Pläne, die sie in einem Rundbrief auch noch als »effektivste Art der Solidarität« bezeichnet.

Alles deutet auf Flucht hin. Während sich die einen mit alternativer Entwicklungshilfe begnügen, verbinden andere ihre Ablehnung politischer Auseinandersetzung mit einer Flucht ins scheinradikale Apologetentum. Einer kritischen Diskussion über die Aufgaben der Solidaritätsbewegung und die aktuelle, insbesondere die ökonomische Politik der Kommunistischen Partei Kubas begegnen letztere mit der Vokabel »konterrevolutionär«. Sie fordern »bedingungslose Solidarität« und rechtferigen mit diesem Slogan selbst die offensichtlichsten prokapitalistischen »Reformen« auf der Insel.

In der Freundschaftsgesellschaft BRD-Kuba führte diese restriktive Politik zur Ausgrenzung und zum Rücktritt der Redaktion der Zeitschrift »Cuba Libre« sowie eines Teils des Bundesvorstandes, der nun wieder – bis auf eine Ausnahme – von Mitgliedern der DKP gestellt wird. Gestern Sowjetunion und DDR, heute Kuba; irgendwo läßt sich bis auf weiteres noch immer ein »Vaterland« entdecken. Die »Generation von reformorientierten Nachwuchspolitikern« Kubas (»Berliner Zeitung«) ist dabei ideologisch behilflich: »Wir meinen, daß jedes System seine guten und seine schlechten Seiten hat«, so Roberto Robaina, Außenminister Kubas, in einem Interview mit Television Nacional de Chile (»Junge Welt«, 31. August).

Alles deutet auf Flucht hin. Wichtig ist dabei nur, ein Etikett zu finden, das den Rückzug bzw. die Wende als Fortschritt anpreist: Die »Deutsch-Cubanische Gesellschaft für Solidarität mit Cuba« (DeCub) hat auf dem ihren »kritische Solidarität« stehen. Dabei richtet sich das Adjektiv an die kubanische Regierung sowie die Anhänger der Revolution und das Substantiv an die moderaten Dissidenten. Ihre Lieblingshelden sind der kubanische Schriftsteller Jesus Diaz, der sich kürzlich auf einer Kuba-Veranstaltung in Berlin durch einen Vergleich Castros mit Hitler erneut entblößte, sowie der Übersetzer Jorge Pomar, der als leitendes Mitglied der kubanischen Oppositionsgruppe »Criterio Alternativo« einige Zeit im Gefängnis saß, bevor er 1993 in die BRD übersiedelte. In der Sommerausgabe der DeCub-Zeitung »Cuba Journal«

kommentiert Pomar ausführlich die Konferenz »Nation und Emigration«, zu der die kubanische Regierung im Frühjahr einige Gruppen der Exil-Kubaner eingeladen hatte. Er kritisiert vor allem die mangelnde Repräsentativität der anwesenden Exilanten: »Die entscheidenden politischen Organisationen des Exils waren aus zwei Gründen nicht in Havanna: weil sie nicht eingeladen waren und weil ihre Führer nicht bereit sind, mit einer Regierung zu verhandeln, die nur ihrer eigenen Litanei zuhört.« Die »Legitimation der Gäste« sei darum »praktisch gleich Null« gewesen.

Lob findet Pomar allerdings für die bereits erwähnten »reformorientierten Nachwuchspolitiker« Kubas. Roberto Robaina, Carlos Lage und Abel Prieto, die als kubanische Regierungsvertreter an der Konferenz teilnahmen, seien »wie die große Mehrheit der Bevölkerung – außer den Brüdern Castro und den Hardlinern der Revolution, angeführt von Machado Ventura (Organisationssekretär der Kommunistischen Partei) – ... in ihrem Innersten Anhänger von radikalen Reformen«. Alle drei würden sich nur »vorsichtig bedeckt« halten »hinter einer bedingungslosen Treue, die in Wahrheit nichts anderes ist, als das Warten auf einen weniger riskanten Zeitpunkt«. Den sie dann wohl zur – wie auch immer gearteten – Ausschaltung der »Hardliner« und der Linken nutzen sollen.

Grund zu Optimismus hat die Linke auf Kuba jedenfalls nicht, denn sie wird auch innerhalb der kubanischen KP in die Defensive gedrängt. Gerade deswegen braucht sie eine Solidarität, die sich nicht von ihren politischen Prinzipien verabschiedet. Das allerdings setzt eine Auseinandersetzung über Adressaten und Ziele voraus.

Christian Eggers schrieb in KONKRET 9/93 über »Revolutionäre Sachen« auf Kuba

Konkret 11/94, S. 27

Jakob Bauer

Durchs wilde Kurdistan

Im Kampf gegen die Unterdrückung der kurdischen Bevölkerung durch den türkischen Staat hat die militante PKK seit Jahren die Hegemonie. Über das völkische und nationalistische Programm und die reaktionäre Symbolik der Partei schweigen ihre deutschen Freunde

Am Anfang der achtziger Jahre, als in der BRD die Hetze gegen Türken immer massiver wurde und die ersten Anschläge auf Wohnungen von Immigranten aus der Türkei verübt wurden, konnte man hoffen, die Nato-Partnerschaft der Türkei und der BRD werde wenigstens den aus der Türkei zugewanderten Bewohnern der BRD etwas nützen, da die Bundesregierung aus schon außenpolitischen und strategischen Erwägungen gezwungen sei, der Pogromlust und dem Vertreibungswillen der Deutschen einen Riegel vorzuschieben. Spätestens nach den Morden von Mölln und Solingen ist klar, daß dies ein Irrtum war. Der türkische Staat protestierte zwar pflichtgemäß, als seine Untertanen von denjenigen eines fremden Staates umgebracht wurden, und verlangte von der deutschen Regierung einen besseren Schutz der hier lebenden türkischen Staatsbürger. Letztlich aber nahm er die rassistischen Morde bloß zum Anlaß, etwaige Kritik aus Bonn an Menschenrechtsverletzungen in der Türkei zu neutralisieren und die Bundesregierung zu mehr Unterstützung bei der Bekämpfung des kurdischen Widerstands zu drängen. Die Proteste deutscher Regierungspolitiker gegen die Kurdenverfolgung hatten sich traditionell auf »konstruktive Kritik unter Freunden« (Staatsminister Schäfer) beschränkt. Aber die Militärhilfe an die Türkei war immerhin einmal kurzfristig unterbrochen worden, als zu offen zu erkennen war, daß deutsche Waffen gegen kurdische Demonstranten eingesetzt wurden. Ohne die Finanzhilfe von BRD und USA wäre der Staatsbankrott des Bündnispartners kaum zu verhindern, der sich zur regionalen Ordnungsmacht gegenüber den aus dem Zerfall der Sowjetunion entstandenen Staaten und gegenüber dem arabischen Raum etablieren will. Der Krieg gegen die Kurden verschlingt den größten Teil des türkischen Budgets. Die politische Unterstützung seitens der BRD äußert sich in Organisations- und Veranstaltungsverboten, Kriminalisierung der Selbstorganisation der 500.000 Kurden in der BRD und in der Abschiebung von Kurden ins Verfolgerland Türkei.

Im Fall der Kurden steht die Bundesregierung, die sich auf dem Balkan zum Paten sezessionistischer Bewegungen aufgespielt hat, auf Grund ihrer Interessenlage fraglos hinter dem türkischen Staat, auch wenn Staatspolitiker, Justiz und Öffentlichkeit ihre Probleme mit dessen Kurdenpolitik bekunden: Außenminister Klaus Kinkel beispielsweise plädierte am 15. April 1994 für eine friedliche Lösung der »Kurdenfrage«, wobei »die kulturelle Identität der kurdischen Bevölkerung respektiert und gewahrt werden« müsse. In seinem Urteil gegen Besetzer des türkischen Konsulates in München ließ das Bayerische Oberste Landgericht deutliches Verständnis für die Situation der Kurden in der Türkei erkennen. Alle Angeklagten hätten den Konflikt zwischen den Freiheitsbestrebungen der Kurden und der »Zwangsintegration« durch die Türkei erlebt. Infas ermittelte im März, daß die Deutschen im Westen der Bundesrepublik (zu 78 Prozent) grundsätzlich Verständnis für den Wunsch der Kurden haben, ihre Situation in der Türkei zu verbessern.

Die in Deutschland rechts wie links verbreitete Begeisterung für Ethnien und Völker, für den Kampf um nationale Selbstbestimmung und kulturelle Identität scheint in dieser Situation ein neues Objekt gefunden zu haben. So partizipiert an der momenta-nen Kurdenkonjunktur auch die »Junge Freiheit«, die titelte: »Die Kurden / Das letzte große Kulturvolk ohne eigenen Staat« und mit Bildunterschriften wie »Meisterdes Kleinkrieges« und »geborene Krieger« zeigte, daß sie bei der Suche nach einer neuen Region für Forschungen nach »völkischer und kultureller Eigenart« und die Propagierung ethnisch begründeter Segregierung von Bevölkerungsgruppen fündig geworden ist.

Eine Woche nach seinen Pimpfen ließ ihr Spiritus rector Rainer Zitelmann am 23.4.94 in der »Geistigen Welt« berichten, wie »das großartige Volk, das immer wieder verraten und betrogen wurde«, unter türkische, arabische und persische Fremdherrschaft geraten war, und wie die Kurden diese erduldeten, »ohne... ihre völkische und kulturelle Identität zu verlieren«.

Freilich: Hätte der Verfasser »völkisch« durch »ethnisch« oder »national« ersetzt, so wäre sein Text in fast jeder Veröffentlichung der linken Kurdistan-Solidarität durchgegangen. Auch in deren einschlägigen Organen firmieren als Hauptsorgen der Kurden die Wahrung ihrer nationalen Kultur und Identität und die Suche nach historischen Wurzeln für einen angeblichen Rechtsanspruch auf Staatsgründung des Volkes, welches, »obwohl sich seine Geschichte bis in die Bibel hinein zurückverfolgen läßt, nie das Recht auf einen eigenen Staat durchsetzen konnte«, wie beispielsweise Angelika Beer, »linke« Grüne und Kurdistanexpertin, meint: »Das Widerstandsrecht zur Wahrung der eigenen Identität ist international anerkanntes Recht.« Wenn Staatsgründung durch Realisierung eines Rechtes erfolgen soll, und nicht durch einen bloßen – mit Landnahme und Vertreibung einhergehenden – Gewaltakt, stellt sich immerhin die Frage, was denn die Kurden zu einem zur Staatsgründung berechtigten Volk machen soll. Keine Antwort kommt ohne kulturalistisch-romantische, also letztlich völkische oder explizit rassistische Argumente aus.

Das aktuelle Interesse an der Kurdenfrage ist mit der Begeisterung für Befreiungsnationalismus oder mit einer prinzipiellen Solidarität mit den verfolgten Kurden allein nicht zu erklären. Im März 1988 ermordeten die Truppen Saddam Husseins mit Giftgas, das mit deutscher Unterstützung produziert worden war, 5000 Bewohner der kurdischen Stadt Halabja – niemand in der deutschen Öffentlichkeit empörte sich damals über dieses Massaker. Ebensowenig im März 1991, als Saddams Republikanische Garden die kurdische Bevölkerung mit Napalm angriff, zwei Millionen Menschen flohen und überall in den westlichen Staaten für die Unterstützung der schutzlosen Kurden demonstriert wurde – in Deutschland war bei den Freunden des Friedens und der freiheitsliebenden Völker gerade Demonstrationspause angesagt; man hatte sich vorher im Protest gegen die die alliierte Anti-Saddam-Koalition erschöpft.

Das – inzwischen wieder abflauende – Interesse an der Situation der Kurden betrifft erstens die Kurden in der Türkei, hängt zweitens zusammen mit dem komplizierten Verhältnis zwischen der BRD und der Türkei, ist drittens eine Folge der Aktivitäten der PKK, die mit Angriffen auf türkische Einrichtungen, mit Konsulatsbesetzungen und Autobahnblockaden in der BRD und mit wenigen Bombenanschlägen gegen Touristen in der Türkei ihren nationalen Befreiungskampf in die Schlagzeilen der bundesdeutschen Medien gebracht hat – und ist natürlich viertens auch ein Ergebnis des repressiven Vorgehens des deutschen Staates.

Gründe für den Krieg, den der türkische Staat den »separatistischen Terroristen« erklärt hat, aber gegen die gesamte kurdische Bevölkerung führt, liegen in der ökonomischen Bedeutung Kurdistans als Rohstofflieferant der west- und südtürkischen Metropolen. Darüber hinaus bedeutet Kontrolle über den Osten der Türkei Kontrolle über die Wasserversorgung des Nahen Ostens.

Entscheidend für die Kompromißlosigkeit des türkischen Staates ist aber letztlich die nach seinem Gründer Mustafa Kemal benannte Staatsdoktrin. Der Kemalismus ist eine Legierung aus nationalistischen, etatistischen und populistischen Elementen. Kemal versuchte nach dem 1. Weltkrieg, an die Stelle des zerschlagenen »multikulturellen« osmanischen Reiches einen neuen Staat zu setzen, und diesen durch die radikale Homogenisierung der Bevölkerung zu sichern. Die Einheit von Volk und Staat sollte zum einen durch das Verbot von Klassenorganisationen und Klassenkämpfen, durch die Leugnung von Klassengegensätzen, und durch kulturelle Vereinheitlichung hergestellt werden: Türkisierung der islamischen Minderheiten. Nach dem Lausanner Abkommen von 1923, in dem die Aufteilung der von Kurden bewohnten Gebiete beschlossen worden war, wurde nur drei nicht-islamischen Minderheiten der Status nationaler, religiöser Minoritäten zuerkannt: den wenigen nach der Massenvertreibung übriggebliebenen Griechen, den wenigen Armeniern, die den Völkermord von 1915 überlebt hatten, und den Juden.

Kurden gibt es seit jener Zeit in der Türkei offiziell überhaupt nicht, ihre Sprache wurde verboten. Die Praxis der Zwangsassimilierung und begleitende Maßnahmen wurden gesetzlich fixiert. In einem Siedlungsgesetz von 1934 beispielsweise wurden genaue Vorgaben gemacht, in welchen Regionen und in welcher Dosierung »zu türkisierende Bevölkerungsteile angesiedelt« werden sollen. Störung durch internationale Beobachter war ausgeschlossen, da es Ausländern bis 1965 gesetzlich verboten war, die osttürkischen, also kurdischen Provinzen zu betreten. Nach der blutigen Niederschlagung der Aufstände von 1925, 1930 und 1938 herrschte in Türkei-Kurdistan Ruhe. Erst in den 60er Jahren begannen kurdische Intellektuelle sich zu organisieren – ermutigt von der Entwicklung im Irak, wo die Regierung den Kurden Minderheitenrechte eingeräumt hatte, aber eher orientiert an Diskussionen der erstarkenden türkischen Linken. Thematisiert wurden neben der kulturellen Unterdrückung und der allgemeinen Repression die Unterentwicklung der kurdischen Gebiete und die soziale Lage der Bevölkerung: fehlende Stromversorgung, Ärztemangel, hohe Kindersterblichkeit, Analphabetismus, fehlende Bildungsmöglichkeiten.

Unter den sich entwickelnden kurdischen Organisationen, von denen einige wiederum in Allianz mit türkischen Parteien standen, war die 1978 gegründete PKK vor dem Militärputsch 1980 eine eher unbedeutende Gruppe. Anders als die PKK meinten in den 70ern noch sehr viele kurdische Linke, daß eine sozialistische Revolution in der Türkei auch die Probleme der Kurden lösen werde – eine von der PKK als »sozial-chauvinistisch« attackierte Auffassung. Der Kemalismus der türkischen Linken veranlaßte aber immer mehr Kurden zur separaten Organisierung und förderte die befreiungsnationalistischen Tendenzen.

Die PKK unterschied sich programmatisch kaum von der Konkurrenz: Fast alle Gruppen gehen davon aus, daß Kurdistan als Lieferant von Rohstoffen und als Absatzmarkt für Industrieprodukte und ohne jede politische Eigenständigkeit eine Kolonie der Türkei sei. Die sozio-ökonomische Struktur sei halb-feudal und halb-kapitalistisch. Daher müsse erstmal – im Rahmen einer »nationaldemokratischen bürgerlichen Revolution« – für die nationale Befreiung gekämpft werden. Da die kurdischen Großgrundbesitzer von der türkischen Kolonialmacht, für die jene sich als »Kompradorenklasse«, »Agentenklasse« oder »Kollaborateure« nützlich machen, geschützt werden, interpretiert die PKK selbst die Klassenunterdrückung, die innerhalb der kurdischen Gesellschaft selbst herrscht, primär als nationale Unterdrückung. So knüpft die Partei mit ihrem Namen »Partiya Karkeren Kurdistan« (»Arbeiterpartei Kurdistans«) nicht etwa an

klassenkämpferische Traditionen an, sondern an den ML-Anti-Imperialismus, wobei in ihrer Rezeption Imperialismus wenig mehr bedeutet als Fremdbestimmung oder Fremdherrschaft.

Ihr Erfolg hat jedoch nicht so viel mit ihrem Programm zu tun, wie mit denjenigen ihrer Eigenarten, die in der BRD auf die meiste Ablehnung stoßen: Der Einsatz von Gewalt und der Personenkult um den »Serok Apo« (Führer Apo), wie Abdullah Öcalan, Gründer und Generalsekratär der PKK, genannt wird. Die Führung der PKK setzt gezielt auf die Autoritätsfixierung in der traditionellen kurdischen Gesellschaft und bedient sich – obwohl sie zu den wenigen kurdischen Organisationen gehört, deren Führung nicht aus irgendeiner Stammeselite kommt – genau der Methode, die clevere Stammeshäuptlinge zur Stärkung ihrer Autorität benutzen: Manipulation gewaltsamer Konflikte, in denen die Leute gezwungen werden, auf einer Seite der Front Position zu beziehen oder Schutz zu suchen. Im Gegensatz zu der kleinbürgerlichen, intellektuellen Basis anderer Organisationen bestand ihre soziale Basis anfänglich aus Landarbeitern und marginalisierten Kleinstadtjugendlichen, die Aktion wollen und keine »ideologischen Spitzfindigkeiten«. Die Partei bot den Ausgegrenzten und Frustrierten reichlich Möglichkeiten für Heroismus und Märtyrertum und half ihnen, Rache für erfah-rene Demütigungen zu nehmen. Angriffsziel waren neben Faschisten und Großgrundbesitzern auch alle Gruppen, die die nationale Befreiung Kurdistans anstrebten, aber nicht bewaffnet kämpften; Mitglieder »intellektueller Schwatzclubs«, »kollaborierender kleinbürgerlicher Gruppen« und »Liquidationisten« wurden ebenso bewaffnet attackiert, wie linke »Sozialchauvinisten«und Gruppen, die dem Monopolanspruch der PKK in der jeweiligen Region in dieQuere kamen. Immer wieder wurden Dissidenten und Kritiker aus den eigenen Reihen liquidiert.

Mit gewalttätigen Rollkommandos, die sich nicht immer an die Parteidisziplin hielten, und von denen die Führung, selbst nicht zimperlich, sich oft nachträglich distanzierte, wurde gegen »Agentenstrukturen«, »Verrat« und »Kollaboration« unter den Kurden vorgegangen, um überhaupt die nötigen subjektiven Voraussetzungen für einen lang anhaltenden nationalen Befreiungskrieg zu schaffen. Auch jetzt, nach mehr als einem Jahrzehnt des bewaffneten Kampfes, sieht Öcalan das Problem, daß Patriotismus und Kampfeslust der Kurden – anders als die deutschen Schützer kurdischer Identität glauben – nicht weit genug entwickelt seien: »Der Patriotismus ist bei den KurdInnen in einer verlorenen, verzerrten, in der Nähe des Verrats befindlichen, betrüblichen Situation.« Überall auf der Welt – so Öcalan weiter im »Kurdistan-Report« vom März 1994 – kämpften die Völker für ihre Scholle. Jedoch »die KurdInnen verlassen reihenweise, scharenweise ihr tausendjähriges Heimatland, um ihren Bauch zu füllen«. Mit soviel praktischer Vernunft der Basis könnte vielleicht ein sozialrevolutionärer Anführer etwas anfangen – ein Nationalist sieht da kein Land mehr. Nach Öcalans Beobachtungen hat sich bei den »entwurzelten« Kurden »das ekelhafte Gefühl entwickelt, das Land als minderwertig zu betrachten, es aus Trümmern bestehend, trocken, unfruchtbar und nutzlos anzusehen, dem Land den Rücken zu kehren und es so mit Füßen zu treten«. Im nationalen Befreiungskampf dagegen werde betont: »Dies ist unsere Heimat und wir bleiben bis zum Ende hier.«

Mit der heutigen Stärke der PKK, die nach dem Militärputsch von 1980 stärker als alle anderen Organisationen von den Razzien und Massenverhaftungen betroffen war, konnte nicht gerechnet werden. Während aber die anderen radikalen unter den linken und kurdischen Gruppen durch die staatliche Repression weitgehend zerschlagen wurden, begründeten in Diyarbakir inhaftierte PKKler in der Konfrontation mit Folter und Demütigungen eine geradezu religiös anmutende Widerstandstradition: Anknüpfend an nationale Mythen wie das »reinigende Newroz-Feuer« verbrannten sich einige selbst und schufen damit gleichzeitig die Voraussetzungen für die künftige Märtyrerproduktion. Alle späteren politisch motivierten Selbsttötungen von Kurden stehen wie die Tat der zwei Frauen, die sich am 21. März 1994 – dem Tag des Newroz-Festes – in Mannheim verbrannt hatten, in dieser Tradition. Was metropolitane Sympathisanten irritiert von einer »Verzweiflungstat« sprechen ließ, wird von Öcalan als Schritt auf dem Weg ins Paradies gewürdigt: »Die mutige Tat von Ronahi und Berivan kommt einer Wiedergeburt in reinigendem Feuer gleich.«

Mit zahlenmäßig relativ schwachen, aber hochmotivierten Kräften hatte die PKK im August 1984 gegen den Rat aller Gruppen den bewaffneten Kampf gegen den türkischen Staat aufgenommen. Anfangs hatte sie nur wenig Rückhalt in der Bevölkerung, die vor allem die staatliche Repression fürchtete. Als sie sich trotz großer Verluste dennoch behaupten konnte, setzte der Staat neben den regulären Sicherheitskräften kurdische Dorfmilizen aus staatstreuen Stämmen gegen sie ein. In der Absicht, »Verrat und Kollaboration« bis zu den Wurzeln auszurotten, ermordeten PKK-Kämpfer im Kampf gegen die Dorfmilizen wiederholt Frauen und Kinder. Dieses Vorgehen kostete Sympathien in der Bevölkerung, führte zu heftigen internen Auseinandersetzungen, bis es schließlich aufgegeben wurde. Zunehmender staatlicher Terror gegen die Zivilbevölkerung – demütigende Razzien, Dorfbesetzungen, Massenverhaftungen, Ermordung von Zivilisten, Ausweisungen, Zwangsumsiedlungen und Zerstörung von Vorräten und Dörfern – sorgte und sorgt unwillkürlich dafür, daß sich die kurdische Bevölkerung immer stärker mit den Kämpfern in den Bergen – nicht unbedingt mit der PKK und ihren Zielen – identifiziert. Auch viele, die es bei der Vorstellung, in einer von der PKK geprägten Gesellschaftsordnung zu leben, gruselt, und die die PKK früher kritisierten, wurden inzwischen Unterstützer derjenigen, zu denen sie gegenwärtig weit und breit keine Alternative sehen.

Mit der Entwicklung der Kurdenfrage zu einer rein nationalen, und im Gefolge der Militarisierung des Konfliktes, hat sich die soziale Basis der ursprünglich subproletarischen PKK verändert: Sie vertritt jetzt, da alle Klassen in den Krieg involviert sind, das ganze Spektrum der kurdischen Gesellschaft. Das Programm wurde zwar nicht entsprechend geändert, aber die PKK-Führung träumt inzwischen – angeregt von den Karrieren Arafats oder Mandelas – von staatsmännischen Auftritten und Anerkennung auf internationalem diplomatischem Parkett. Diese wären ihr auch sicher, wenn da nicht die Interessen der BRD, der USA und der Nato wären, die eine wie auch immer geartete Autonomie Kurdistans derzeit nicht zulassen – es sei denn als riesiges Flüchtlingslager wie die »Schutzzone« im Irak. Öcalans neueste Vorschläge für einen Waffenstillstand und eine föderale Lösung für Türkei-Kurdistan, klingen erstmal plausibel. Würden sie ernsthaft verhandelt, so müßte die PKK allerdings mit einem Grundelement ihrer Politik brechen – ihrem Handeln als Staat. Sie hatte nie ein Programm für soziale Umwälzungen, sondern setzte gegen den Atatürk-Staat quasi den Apo-Staat, welcher seine Macht ständig neu zu beweisen hat: durch Eintreiben von Steuern, Abhalten von Wahlen zu einem kurdischen Nationalparlament, Erlaß von Gesetzen (gegen Alkohol und Glückspiel), deren Einhaltung mit Gewalt durchgesetzt wird, Aufbau einer eigenen Gerichtsbarkeit, Wehrpflicht in der »Volksbefreiungsarmee« ARGK, etc. Am deutlichsten wird der Staatsfetischismus bei den Entführungen von Touristen durch die PKK: Nach Auskunft der PKK handelt es sich dabei um die vorübergehende Inhaftierung von fremden Staatsangehörigen, die bei Paßkontrollen kein Visum der für das jeweilige Herkunftsland zuständigen PKK-Vertretung vorweisen konnten.

Das Verhandlungsangebot der PKK reflektiert, daß es für beide Seiten unmöglich scheint, einen militärischen Sieg zu erringen. Durch die Eskalation des Krieges in Kurdistan hat sich der Konflikt zunehmend in die Städte und in den Westen der Türkei verlagert, wohin Hunderttausende geflohen sind. Dort wächst die – von den Faschisten angeheizte – Aggressivität gegen alle Kurden. Anläßlich von Begräbnissen in Kurdistan gefallener Soldaten kommt regelmäßig Pogromstimmung auf. Doch mit der Dauer des Krieges, der steigenden Zahl türkischer »Märtyrer«, aber auch wegen der verheerenden ökonomischen Auswirkungen ist trotz aller chauvinistischen und martialischen Propaganda eine zunehmende Kriegsmüdigkeit zu verzeichnen. Die Erwartung baldiger Verhandlungen wäre aber genau so falsch, wie die von einem »Endkampf um Kurdistan«, wie – wenn auch mit Fragezeichen – der Titel eines gerade erschienenen Buches lautet. Ein Ende der permanenten Flüchtlings- und Märtyrerproduktion ist nicht in Sicht.

Jakob Bauer arbeitet mit Flüchtlingen und lebt in Hamburg

Konkret 11/94, S. 30

Pit Wuhrer

Riskante Strategie

Mit der Ankündigung einer unbefristeten Waffenruhe hat die IRA ihrer Partei Sinn Féin den Weg an den Verhandlungstisch freigemacht. Aber was kann da schon verhandelt werden?

Die Basis der wohl erfolgreichsten Guerillaorganisation jubelte, als hätte nicht die IRA den bewaffneten Kampf eingestellt, sondern als hätten die verhaßten britischen Besatzungstruppen den Abzug erklärt. »Die Teilung Irlands ist gescheitert«, sagte Sinn Féin-Präsident Gerry Adams nach der Waffenstillstandserklärung der IRA, »der Freiheitskampf ist nicht vorbei, wir bewegen uns nur auf einem neuen Kampfgebiet«. Und die Menschen von Andersonstown im Westen Belfasts bejubelten jeden Satz. Eine Kapitulation ist das nicht, sagen die Leute, die am stärksten unter den Folgen dieses Krieges zu leiden hatten: Der Waffenstillstand zeige nur, daß man dem vereinigten Irland ein gutes Stück näher gekommen sei.

Dieser Meinung sind offensichtlich auch die protestantischen Loyalisten. Sie haben schon vor langem geschworen, die Union mit Britannien und die protestantische Vorherrschaft zu verteidigen sowie ihre Mordkampagne zu verstärken, sollten IRA und Sinn Féin auch nur ansatzweise ihre Vorstellungen – Abzug Britanniens und eine sozialistische irische Republik – durchsetzen können. Konsequenterweise haben die loyalistischen Paramilitärs ihre Anschläge auch nach der IRA-Erklärung fortgesetzt.

Alles hatten die britischen Regierungen (Konservative wie Labour) versucht: Internierung, Ermordung von Demonstranten, Folter, Kriminalisierung der Gefangenen, Sondergerichte, Kronzeugenregelung, Todesschußstrategie, um den mit Ausnahmegesetzen regierten Sonderstaat Nordirland zu schützen, in dem die protestantische Mehrheit mit der irisch-katholischen Minderheit nach Belieben umgesprungen war. Die in vielen Kolonialkriegen erfahrene Armee setzte ihr ganzes Arsenal an Counter-Insurgency-Strategien ein. Dazu gehörte auch der Einsatz der loyalistischen Paramilitärs, die vom britischen Geheimdienst ausgebildet, ausgerüstet, angeleitet und informiert wurden. Doch die IRA war nicht zu schlagen.

Sie konnte aber ihrerseits auch die britische Armee nicht besiegen. Nur ganz am Anfang, zu Beginn der 70er Jahre, hatte die IRA gehofft, die Briten in kurzer Zeit vertreiben zu können; danach stellte sie sich auf einen langen Zermürbungskampf ein. Die politische Radikalisierung der Bewegung und besonders die Hungerstreiks 1981 führten zur Doppelstrategie von »the Armalite and the ballot box«, von bewaffnetem und politischem Kampf. Nach anfänglichen Wahlerfolgen blieb aber auch dieser Ansatz im Patt stecken, in das alle am Krieg Beteiligten geraten waren. Und so diskutierten Sinn Féin, die (legale) Partei der irisch-republikanischen Bewegung, ab Anfang der 90er Jahre erneut über eine Änderung ihrer Strategie – es gab ja auch deutliche Hinweise, daß sich die Konstellationen des Krieges verschoben hatten.

So mehrten sich die Anzeichen, daß die herrschende Klasse in Britannien langsam ihr Interesse an Nordirland verlor: Der irische Nordosten hatte mit dem Ende des West-Ost-Konflikts seine geostrategische-militärische Bedeutung für die Nato eingebüßt (die Republik Irland war seit der Unabhängigkeit offiziell stets neutral geblieben); die Kosten des Krieges und der nordirischen Kriegsökonomie stiegen kontinuierlich und die spektakulären IRA-Anschläge in der Londoner City schlugen den eigentlich Mächtigen auf das Gemüt – der Ausbau dieses wichtigen Finanzzentrums zu einer Festung vertrug sich schlecht mit dem gediegenen Image des Geldgeschäfts – und auf den Profit. Viele Banken, Versicherungen und Börsenfirmen, die auf einen ständigen Kontakt zum Weltmarkt angewiesen sind, mußten einen Teil ihrer Aktivitäten duplizieren, also Personal, Räumlichkeiten und Maschinen bereithalten für den Fall, daß es noch mal knallt.

Parallel dazu kam John Hume, Vorsitzender der katholischen nordirischen Social Democracy and Labour Party (SDLP), zu der Überzeugung, daß der nordirische Staat nicht zu reformieren ist.

Zwei Jahrzehnte lang hatte Hume die Auffassung vertreten, daß in Nordirland durch eine Machtteilung zwischen katholisch-nationalistischen und protestantisch-unionistischen Parteien demokratische Verhältnisse geschaffen werden könnten. Alle Versuche einer Machtteilung scheiterten jedoch an der Unnachgiebigkeit der Unionisten und an der Weigerung Britanniens, demokratische Spielregeln einzuführen – die britische Regierung war vorrangig an einem Sieg über die IRA interessiert. So näherte sich die SDLP in einem wesentlichen Punkt der Position von Sinn Féin und IRA, die in einer Zerschlagung des nordirischen Staates immer schon die Voraussetzung für einen dauerhaften Frieden gesehen hatten. Eine Lösung des Konflikts, sagt jetzt auch Hume, sei im Rahmen Nordirlands nicht möglich. Die Verhandlungen zwischen Hume und Adams führten zur irischen Initiative, auf deren Druck hin Dublin und London im Dezember 93 die anglo-irische Regierungserklärung verfaßten (vgl. KONKRET 4/94).

In der irisch-republikanischen Bewegung hatte sich derweil die Überzeugung durchgesetzt, daß sich die unionistische Bevölkerung (immerhin fast eine Million Menschen) kaum in ein vereintes Irland zwingen läßt. Siebzig Jahre lang hatten die Briten die Unionisten in ihrer unerbittlichen Haltung gegenüber jedweden Veränderungen bestärkt – also obliege es der britischen Regierung, so die Argumentation, den Unionisten die tiefsitzende Furcht vor einem vereinten Irland zu nehmen. Von einem Abzug der Briten innerhalb einer Legislaturperiode, wie es die IRA einst forderte, ist schon lange keine Rede

mehr. Im Gegenteil: Britannien dürfe sich nicht aus der kolonialen Verantwortung stehlen – auch wenn die Truppen dann noch zehn oder zwanzig Jahre in Irland stationiert sein müßten.

Mit dem Waffenstillstand hat die irisch-republikanische Bewegung ihr Ziele nicht verraten. Mit der Aufgabe der militärischen Option signalisiert sie der unionistischen Bevölkerung, daß sie mit ihr gemeinsam die Bedingungen eines künftigen Irlands aushandeln will. Und den Briten erlaubt sie dadurch überhaut erst einen ehrenhaften Rückzug.

Aber geht die Rechnung auf? Mit Absprachen und Zusicherungen haben die eher konservative SDLP, die genauso konservative irische Regierung und die gemäßigten Teile der irischen Gemeinschaft in den USA Sinn Féin den Weg geebnet. Ohne die IRA würde die Partei eine gewichtige Rolle spielen, könnte eine breite Allianz von Westbelfast über Dublin bis hin zur mächtigen irischen Lobby in Washington Britannien unter Druck setzen. Weshalb die Führungsspitze von Sinn Féin, die immerhin ein »sozialistisches« Irland anstrebt, ganz auf solche Bündnispartner setzt, bleibt vorerst ihr Geheimnis. Jedenfalls hat es Gerry Adams sichtlich gefallen, daß er im Februar während eines Kurzbesuches in New York fast wie ein Staatsmann behandelt wurde. Die USA seien Garant für den beginnenden Friedensprozeß, sagt er jetzt. Eine schöne Schutzmacht.

Viel wird davon abhängen, ob London zu einem Rückzug der Armee in die Kasernen, zur völligen Umstrukturierung der protestantischen Polizei, zur Aufhebung der Ausnahmegesetze und zur Freilassung der politischen Gefangenen bereit ist. John Major, der weiterhin die Unterstützung der unionistischen Unterhausabgeordneten benötigt, will Sinn Féin erst nach langer Bedenkzeit an Verhandlungen teilnehmen lassen. Zwei solcher Verhandlungsrunden über die Zukunft Irlands hat es bisher gegeben; jedesmal protestierten die Unionisten gegen die Teilnahme der irischen Regierung – und ließen die Gespräche platzen. Sie werden eine Beteiligung von Sinn Féin kaum akzeptieren. Und die arbeitslosen Jugendlichen, denen derzeit so viel versprochen wird, werden sich kaum damit zufrieden geben, daß nun Soldaten mit einer Mütze statt einem Stahlhelm auf dem Kopf durch ihre Straßen patrouillieren.

Pit Wuhrer schrieb in KONKRET 4/94 über die nordirische Friedensinitiative

Konkret 11/94, S. 32

Georg Fülberth

Das Archiv als Plantschbecken

Verrat überall: Beim Versuch, Entstehung, Dauer und Untergang der DDR zu erklären, behelfen sich Zeitgeschichtler und -zeugen mit allerlei obskuren Verschwörungstheorien

1. Trügerische Fülle

Vor wenigen Jahren erregte folgender Fall die italienische Öffentlichkeit: Ein angesehener Historiker, der großen Wert auf strenge Quellenforschung legte, teilte mit, daß er in einem der neugeöffneten Moskauer Archive einen Brief des 1964 verstorbenen Kommunistenführers Palmiro Togliatti gefunden habe. Dieses Dokument belaste seinen Urheber. Dort werde nämlich der Vorschlag unterbreitet, italienische Kriegsgefangene, die im Gewahrsam der UdSSR waren, zu liquidieren.

Nach einigen Wochen erwies sich die Sensation als Ente. Nachprüfungen hatten ergeben, daß das entscheidende Wort – nämlich das von der Liquidierung – nicht in dem Brief aufzufinden war. Die fragliche Stelle war schwer leserlich, es konnte aber zweifelsfrei festgestellt werden, daß da etwas ganz anderes stand, etwa in dem Sinne: Die Gefangenen könnten von Bedeutung für die italienisch-sowjetischen Beziehungen sein.

Vielleicht erinnern Sie sich auch an die Aufregung, die nach dem Ende der DDR ein Quellenfund über Honeckers Gestapo-Haft verursachte. Eine Historikerin gab im Fernsehen und anderswo bekannt, er habe geplaudert und damit die Hinrichtung einer Kurierin verschuldet. Nach einiger Zeit meldete sich die Tote aus Israel brieflich zu Wort. Die angeblich hingerichtete Kurierin lebte nämlich noch. Nun gab sie bekannt, Honeckers Verhalten vor Gericht habe ihr das Leben gerettet. Die Behauptung über seinen angeblichen Verrat war von den großen Medien verbreitet worden. Aber die Richtigstellung haben Sie natürlich nicht gelesen, denn sie stand – im Wortlaut, mit dem vollen Namen der Verfasserin – in der kommunistischen Parteizeitung »UZ«.

Interessant an den beiden berichteten Fällen ist, daß ganz offensichtlich keine bewußte Fälschung vorlag. Der Professor war früher Mitherausgeber der (mittlerweile abgebrochenen) Togliatti-Werkausgabe, hatte sich schon lange mit Problemen der Herausbildung von Führungsgruppen in kommunistischen Parteien und der Frage der moralischen Qualitäten dieser Kader befaßt und dabei die italienische Partei von anderen – etwa Thälmanns KPD – positiv unterschieden. Später hatte er sich von der IKP getrennt und dehnte sein negatives Urteil nunmehr auch auf diese aus. Nachdem er in seinen Überlegungen so weit gekommen war, schien jener Brief seine inzwischen gefestigte Vermutung über Fehltritte Togliattis zu bestätigen. In diesem Zustand hat er offensichtlich zu schnell gelesen. Auch die Honecker-Entlarverin hatte wohl schon ein klares Bild ihres Objekts. Die angebliche Quelle wurde so zur Verdoppelung des (vermeintlich) bereits Gewußten – sie ist nicht gefälscht, sondern einfach nicht verstanden worden.

In diesen wissenschaftlichen Havarien wird ein gegenwärtiges Problem der Zeitgeschichtsforschung sichtbar. Soweit es um den Nachlaß des realen Sozialismus und der kommunistischen Bewegung geht, leidet dieser Wissenschaftszweig nämlich nicht unter zu wenig, sondern unter zu viel Material. Akten sind sonst erst dreißig Jahre nach ihrer Anfertigung zugänglich, häufig – wenn Probleme des individuellen Datenschutzes hinzukommen – sogar noch später. Zeitgeschichte lebt aber von der Erforschung des unmittelbar Vergangenen. Also wertet sie veröffentlichte Materialien aus, befragt Zeugen und kombiniert wie Sherlock Holmes. Wird das sorgfältig genug gemacht, sind die Ergebnisse häufig ziemlich plausibel, und wenn die anderen Materialien endlich zugänglich sind, wundern sich die Forscher darüber, daß diese gar nicht mehr viel Neues bringen. Die dreißig und mehr Jahre, in welcher das Archivgut unter Verschluß war, waren der Wahrheitsfindung also nicht hinderlich, sondern förderlich, denn man war zu sorgfältig abwägender Hypothesenbildung gezwungen.

Ab 1989 aber ist auf einen Schlag ein riesiger Aktenberg ins Rutschen gekommen und hat die Gelehrten unter sich begraben. Diese haben durchgesetzt, daß die Dreißigjahrefrist für die DDR-Hinterlassenschaft nicht eingehalten werden muß. In Moskau überdies kann man echte und nicht so ganz echte Dokumente offensichtlich an manchen Straßenecken kaufen.

Die Fülle ist so groß, daß die von ihr Gesegneten meist gar nichts mit ihr anfangen können – das Angebot übersteigt die Verarbeitungskapazität. Selbst zeithistorische Laien, Journalisten zumal, die zuvor kein Archiv von innen gesehen haben, dürfen jetzt mit dem Daumen über Tinten-Unterschriften von Walter Ulbricht und Erich Mielke wischen und wundern sich, was es doch so alles gibt. Von Quellenkritik haben sie nie etwas gehört.

Nun gibt es allerdings nicht nur gehässige Verdächtigungen – etwa gegen Togliatti und Honecker – , sondern zuweilen auch wohlerwogene und begründete Urteile. Wird das Archiv geöffnet, stürzen sich die Historiker darauf und überprüfen ihre bisherigen Vermutungen. Das ist normal, und so muß es sein. Bei DDR- und UdSSR-Akten greifen aber ganz unverkennbar sogar die seriösesten Fachvertreter in dem plötzlichen Segen gründlich daneben.

2. Guter Stalin, böser Ulbricht

Ein Beispiel dafür ist der Essener Historiker Wilfried Loth. Er ist einer der Erträglicheren in seiner Zunft. In seinem Buch *Die Teilung der Welt. Geschichte des Kalten Krieges 1941-1955*, das 1980 in der ersten und 1990 in der neunten Auflage erschien, stellte er die These auf, daß der Ost-West-Konflikt einschließlich der deutschen Teilung den Interessen der Sowjetunion widersprach und von dieser auch nicht gewollt war. Eine ähnliche Position hatte übrigens bereits 1966 einer der Rechtsaußen der deutschen Politikwissenschaft, Hans-Peter Schwarz, vertreten und mit unterkühlter antikommunistischer Schadenfreude präsentiert. (Selbst Hillgruber, ebenfalls kein Linker, fand diese Ansicht keineswegs abwegig.) Es liegt nahe, daß Loth nunmehr, da die Zahl der erreichbaren Quellen sich so rasch vermehrt hat, seine alte These mit ihrer Hilfe überprüfen und nach Möglichkeit verifizieren will. Dies geschieht in seinem Buch *Stalins ungeliebtes Kind. Warum Moskau die DDR nicht wollte.* Hierfür benutzte er vor allem den Nachlaß Wilhelm Piecks, bei dessen Auswertung er mit Rolf Badstübner, einem Historiker der ehemaligen DDR, zusammenarbeitete.

Die Überschrift verspricht keine Sensation, sie wiederholt, was Loth auch früher schon behauptet und begründet hatte. Einleuchtend wird gezeigt, wie die UdSSR ab 1947 die deutschlandpolitische Initiative verlor. Diese schöne Bestätigung seiner älteren Ansichten ist Loth zu gönnen. Er hat sich aber nicht damit begnügt, sondern einen Schuldigen für die deutsche Teilung ausgemacht: Walter Ulbricht. Dieser habe Stalins Absicht, ein bürgerlich-demokratisches Gesamtdeutschland als Garantie für die sowjetische Sicherheit zuzulassen, nicht geteilt, sondern unbedingt den Sozialismus hier und jetzt gewollt. In Tulpanow, einem einflußreichen Offizier der sowjetischen Militäradministration, habe er einen Gesinnungsgenossen gehabt, während der spätere Botschafter Semjonow das ursprüngliche Stalinsche Konzept verfochten habe. Die beiden Radikalen und ihr Anhang hätten sich schließlich durchgesetzt, und so entstand, gleichsam hinter dem Rücken Stalins, die DDR. Ursache für das Verhalten und den Erfolg der siegreichen Richtung sei gewesen, »daß weite Teile des kommunistischen Apparats nach wie vor ausschließlich in Kategorien des Klassenkampfes dachten und sich eine Einigung folglich nur unter ihrer Führung vorstellen konnten«. Sie wollten also, was sie zugleich den Kapitalisten vorwarfen: lieber das halbe Deutschland ganz als das ganze Deutschland halb. Zutreffend bleibt Loth bei seiner älteren These, daß dies – mit anderem Vorzeichen – eine verbreitete Haltung in den neu-alten Eliten der Westzonen war. Jetzt entdeckt er dasselbe Phänomen im Osten.

Loth nennt und referiert die Quellen, aus denen er sein Ergebnis schöpft. Danach steht nunmehr folgendes fest: Stalin wollte die deutsche Einheit und hielt an diesem Ziel auch dann noch fest, als es keine Chance für seine Verwirklichung mehr gab. Ab 1947 wiederholte er gebetsmühlenartig seine alte Forderung, seine rabiat erscheinenden Aktionen – zum Beispiel die Berlin-Blockade – waren perspektivlos. Die sowjetische Außenpolitik hatte, soweit es auf Stalin ankam, keine zweite Linie, sie war steril. Die Politiker, welche in Deutschland, also vor Ort, die Interessen der UdSSR und der kommunistischen Bewegung zu vertreten hatten: Semjonow, Tulpanow, in der SED Ulbricht, sahen im Unterschied zur Nummer Eins, daß eine neue Politik nötig war. Allerdings gingen ihre Ansichten, worin diese bestehen sollte, auseinander.

Semjonow, in Moskau Berija, setzten keineswegs Stalins Linie fort (hier irrt Loth), sondern sie wollten einen Ausverkauf der DDR. Die sowjetische Note vom 10. März 1952, die ein bewaffnetes, neutrales, kapitalistisches Deutschland vorschlug, entsprach ihrer Position und stimmte nur noch formal mit dem überein, was die UdSSR 1945 wollte. Nunmehr hatte sich der Ost-West-Konflikt schon voll ausgebildet. Eine Lösung auf der Linie der sowjetischen Note hätte diesen nicht beendet, sondern den neuen Staat zu einem gefährlichen Faktor in der weiterbestehenden Systemauseinandersetzung aufsteigen lassen. Ulbricht und Tulpanow dagegen arbeiteten darauf hin, aus der Konkursmasse der sowjetischen Außenpolitik wenigstens einen nicht-imperialistischen Staat zu retten.

Dies ist der plausible sachliche Ertrag von Loths Schrift. Die Behauptung, daß die SED-Führung sich gegen Stalin durchsetzte, ist nicht belegbar. Wohl aber liegt nahe, daß Ulbricht sich gegen eine Gruppe der Stalin-Epigonen behaupten konnte, welche die Liquidation der DDR plante. Das ist wichtig genug, allerdings nicht völlig neu: Kurt Gossweiler ist 1993 in einem Artikel der »Marxistischen Blätter« zum gleichen Ergebnis gekommen. Man fragt sich, weshalb Loth sich nicht damit begnügte, diese wichtige Auseinandersetzung nunmehr fundiert belegt zu haben, sondern unbedingt einen Konflikt Stalin-Ulbricht herbeischreiben mußte.

3. Räuberpistole mit Platzpatronen

Wie man Gauck-Materialien so arrangiert, daß sie ein politisches Vorurteil illustrieren und sonst nichts, kann man an dem Buch *Das Komplott* studieren, das zwei Journalisten, Ralf Georg Reuth (»FAZ«) und Andreas Bönte (ARD-Magazin »Report/München«) vorgelegt haben. Ihrer Meinung nach entstand die Bewegung des Jahres 1989 aus der Verselbständigung eines KGB-Coups, der zugleich im Interesse der SPD lag, zum Glück aber durch das DDR-Volk vereitelt und in die deutsche Einheit umgeleitet wurde.

Gorbatschows Politik sei die neueste Strategie des Geheimdienstes zwecks Ausmanövrierung der USA gewesen. Eine attraktive, demokratisch-sozialistische UdSSR mußte das erreichen, was Stalin, Chruschtschow, Breschnew und Tschernenko nie geschafft und oft genug noch nicht einmal gewollt hatten: »das Image des Sowjet-Systems aufzupolieren«. Im »Europäischen Haus« sollte »der mit der Perestroika letztendlich angestrebte ›dritte Weg‹ zwischen Kapitalismus und

Sozialismus ... sozusagen die Hausordnung abgeben«. Honecker stand einem solchen Kurs im Wege, deshalb wurde er gestürzt. Zu diesem Zweck habe der KGB in der SED Gehilfen direkt und indirekt rekrutiert, die sogenannten »Perestroikisten«: Modrow und Markus Wolf sowie in deren Gefolge Gysi und André Brie. Ihnen sei es zwar gelungen, Honecker sowie Krenz und Schabowski, die dessen Politik nur unwesentlich hätten modifizieren wollen, beiseite zu schieben. Die Etablierung einer demokratisch-sozialistischen DDR, welche innerhalb der neuen Sowjet-Strategie funktionieren sollte, mißlang aber: Kohl und die Volksmassen waren stärker.

Mit dem KGB-»Komplott« werden nach Reuths und Böntes Willen möglichst viele Politiker in Verbindung gebracht, die als national unzuverlässig gelten. In erster Linie trifft dies die SPD in Ost und West, dann aber auch die evangelische Kirche in der DDR. Der Verdacht reicht bis in die Villa Hammerschmidt: Richard von Weizsäcker habe Mitte der achtziger Jahren durch Indiskretionen, die auf kurzem Wege an das Mielke-Ministerium gingen, die Demontage von Strauß und Kohl betrieben.

Verrat überall: Nur die Treuesten der Treuen um den Bundeskanzler kommen ungeschoren davon. Bei der Wahl ihrer Belege sind die beiden Autoren nicht ehrgeizig. Es reicht ihnen aus, die IM-Decknamen von Kirchenleuten, Intellektuellen und DDR-Politikern zu nennen.

Irgendwann einmal aber müßten doch Beweise her. Ganz zum Schluß erwähnen Reuth und Bönte ein »Papier mit kleinem Verteiler«, mit dem das Bundesamt für Verfassungsschutz im Frühjahr 1992 über eine Reorganisation der »KGB-Struktur in Deutschland« während der achtziger Jahre informiert habe. Ein Sonderkommando – Deckname »Strahl« – sei gebildet worden, das im Unterschied zur früheren Zusammenarbeit des sowjetischen Geheimdienstes mit dem Ministerium für Staatssicherheit nunmehr »keinerlei Arbeitskontakte zum MfS der ehemaligen DDR unterhalten habe«. Und was tat diese neue Gruppe? Hat sie die Wende eingeleitet? Reuth und Bönte geben umfassend Auskunft: »Die Gewichtung ihrer Rolle beim Komplott gegen die Honecker-Führung entzieht sich derzeitigen Möglichkeiten, denn wer von den Geheimsten gelenkt bzw. instrumentalisiert wurde, wird sich ohne den Einblick in die KGB-Archive kaum klären lassen.« Also Fehlanzeige. Der Nagel, an dem die Autoren ihre gesamte Konstruktion aufgehängt haben, erweist sich als Luftloch.

4. Honeckers Vermutung

Auch Erich Honecker nimmt ein Komplott an. Es sei »nach einer internationalen Regie« abgelaufen. Im Materialteil seiner Moabiter Notizen ist ein Interview abgedruckt, welches er 1991 in Moskau gab. Hier führte er aus: »Wir erhielten schon 1987 gewisse Informationen aus Washington aus dem Weißen Haus.« Nähere Ausführungen dazu machte er nicht, Dokumente hatte er nicht zur Verfügung. Wir haben aber gesehen, daß andere, die im Material waten konnten, auch nicht viel mehr beweisen können.

5. Kleine Klippschule der Quellenkritik

Das hat unter anderem mit dem Verhältnis von Geschichte und Dokumenten zu tun. Aus diesen läßt sich verflossene Realität nicht rekonstruieren. Vorgangenheit ist tatsächlich für die Späteren immer nur eine Hypothese, die Benutzung von Archivalien stellt insofern allemal eine Art Arrangement dar, welches dann als geglückt gilt, wenn es in sich stimmig ist. Dabei ist denkbar, daß mehrere solcher Artefakte das gleiche Maß an Schlüssigkeit aufweisen, während das, was tatsächlich war, in den Materialien entweder gar nicht oder nur am Rande sichtbar wird. Die welthistorische Niederlage des realen Sozialismus zum Beispiel paßt in kein Archiv. Dort ist nur aufbewahrt, was bei diesem Prozeß abfiel. Kein Findbuch weist ein Dokument aus, nach dem belegt werden kann, wie und wann die ökonomische, moralische und politische Konfliktfähigkeit der UdSSR und ihrer Verbündeten im Kalten Krieg verschwand. Eine weitere Tatsache ist noch älter: die Mafiotisierung der Nomenklatur, ein Vorgang, als dessen Resultat Teile staatlichen Eigentums in die Verfügung von einzelnen und Gruppen gerieten. Beide Vorgänge verschränken sich. Nachdem der Kalte Krieg verloren war, galt: Rette sich, wer kann. Mag sein, daß dieser Reflex da und dort in eine Art Komplott übergeleitet wurde, aber das war dann schon Folge, nicht Ursache.

In seiner Autobiografie *Abspann* berichtet Hermann Kant von einer »Ideenberatung«, die Walter Ulbricht, nicht mehr SED-Generalsekretär, aber noch Vorsitzender des Staatsrats, Anfang der siebziger Jahre mit Intellektuellen abhielt. Der Chronist hoffte auf Auskunft darüber, wann sein Roman *Das Impressum* endlich gedruckt werden könne, und erhielt statt dessen unverhofft eine Lektion über den Charakter der Beziehungen zwischen der DDR und den sowjetischen Genossen (im folgenden »die Freunde« geheißen):

Der Vorsitzende des Staatsrats der Deutschen Demokratischen Republik, von dem ich ein erlösendes Wort in Sachen ›Impressum‹ erwartete, sah mich lange an, als prüfe er, wie weit er sich mir anvertrauen dürfe, und dann fragte er: »Wissen Sie, warum die Freunde mit uns kooperieren?«

Womöglich hätte ich unter anderen Umständen Vermutungen äußern können, aber das Thema, warum die Sowjetunion mit der DDR in Kooperationsverbindungen stand, wurde mit keiner Silbe in der Ideenberatung berührt, und ich war wohl auch

zu sehr auf meinen Gegenstand fixiert. So sagte ich, nein, das wisse ich nicht.

Der Genosse, der nun schon so lange mein führender Genosse auch in Fragen der deutsch-sowjetischen Freundschaft war, rückte mir noch ein Stückchen näher, lächelte listig und sagte sehr sächsisch: »Weil mir was ham, newah? Weil mir was ham!«

Es wird mir eingeleuchtet und ich werde genickt haben, und dem Vorsitzenden zeigte mich das wohl als einen Mann, mit dem sich gute Ideen gut beraten ließen, denn in vertraulichem Tone zwischen Vertrauten setzte er leis triumphierend hinzu: »Die, wo nischt ham, mit denen kooperiern se nich!«

Da haben wir endlich einmal ein Dokument, welches, da Belletristik, seine eigene Interpretation schon einschließt. (Es enthält an späterer Stelle noch den Vermerk über den Schluß der Beratung: »Der alte Mann schloß den Staatsrat hinter uns ab.«)

Zunächst kam das Schauerstück: Niederlage im Kalten Krieg.

Dann folgte die Farce in zwei Aufzügen: Erster Akt – Gorbatschow. Der »Zusammenhang seiner Gedanken« beruhte auf der Voraussetzung, daß andere noch viel mehr ham.

Zweiter Akt: Gauck.

Vorhang.

Literatur:

Kurt Gossweiler: Hintergründe des 17. Juni 1953. In: »Marxistische Blätter« 3/1993, S. 77-83

Wolfgang F. Haug: Gorbatschow. Versuch über den Zusammenhang seiner Gedanken. Argument-Verlag 1989

Erich Honecker: Moabiter Notizen. Letztes schriftliches Zeugnis und Gesprächsprotokolle vom BRD-Besuch 1987 aus dem persönlichen Besitz Erich Honeckers. edition ost 1994

Hermann Kant: Abspann. Erinnerung an meine Gegenwart. Aufbau-Verlag 1991

Wilfried Loth: Stalins ungeliebtes Kind. Warum Moskau die DDR nicht wollte. Rowohlt Berlin Verlag 1994

Ralf Georg Reuth/Andreas Bönte: Das Komplott. Wie es wirklich zur deutschen Einheit kam. R. Piper Verlag 1993

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 10/94 über die PDS

Konkret 11/94, S. 35

Helmut Ridder, Georg Fülberth

Juristische Weltanschauung und deutsche Lebenslüge

KONKRET-Gespräch mit Helmut Ridder

»Diese typische deutsche Vorstellung vom Staat und die daraus immer neu hervorgehende Praxis antirevolutionärer Staatsräson – das ist es, was mich interessiert.« Zweiter Teil eines Gesprächs mit dem emeritierten Professor für Öffentliches Recht und Politische Wissenschaft an der Universität Gießen, Helmut Ridder (Teil 1 erschien in KONKRET 10/94)

konkret: Sie wiesen und weisen immer wieder darauf hin, daß die Deutschen nicht den Bruch einer demokratischen Revolution gehabt haben, und damit fehle die Voraussetzung einer demokratischen Verfassung, es gebe vordemokratische Kontinuität. Was sagen Sie dann aber zu Großbritannien? Gemäßigte deutsche Liberale haben doch immer wieder beruhigend darauf hingewiesen, daß dort über die Jahrhunderte hinweg eine wundervolle Kontinuität herrsche, in welche demokratische Elemente, etwa die Ausdehnung des Wahlrechts, doch nur sehr, sehr vorsichtig, man nennt das wohl behutsam, einbezogen worden seien.

Zweitens weisen Sie immer wieder darauf hin, daß in Deutschland die demokratische Willensbildung, und sei sie auch ausschließlich parlamentarisch, durch andere Instanzen außer Kraft gesetzt werde, sei es – in Weimar – die Exekutive, sei es, in der BRD, das Bundesverfassungsgericht. Gilt ähnliches nicht auch für Frankreich? Marx hat darauf hingewiesen, daß die französischen Revolutionen niemals die vom Absolutismus geschaffene Exekutive zerschlagen haben, sondern immer nur übernommen. Insofern besteht doch auch in Frankreich eine vordemokratische Kontinuität.

Ridder: Fangen wir mit dem britischen Beispiel an. Es ist richtig, daß dort nach der Befestigung der Parlamentssuprematie durch die »Glorreiche Revolution« das Unterhaus erst allmählich und in Schüben zu einer demokratischen Volksvertretung geworden ist, die nach

allgemeinem und gleichem Wahlrecht gewählt wird, während die Kompetenzen des nicht gewählten Oberhauses einschrumpfen. Ich habe das Jahr 1948 in England verbracht; in diesem Jahr fielen die letzten Reste ungleichen Wahlrechts, nämlich die Zusatzstimmen für die Angehörigen der universitären Korporationen Oxford und Cambridge (ich kann bezeugen, daß sie deswegen keinen Aufstand geprobt haben). Diese manchmal heftig umkämpfte, aber kontinuierliche Entwicklung von Demokratie im Parlament vollzog sich unter den Bedingungen einer flexiblen, nicht formell höherrangigen, nicht kodifizierten Verfassung, die mithin zur Disposition des Parlaments steht und nicht verfassungsgerichtlich mit bindender Wirkung überwacht wird. Nach der Methode: Anbauen und Umbauen, soweit erforderlich, aber nicht Abreißen und Neubauen. Sie ist in der Tat liberal, aber ohne nationalliberale Beulen im Rückgrat. Manchen Leuten in Großbritannien, die gerne kapitalistische wirtschaftliche Zustände vor Interventionen des parlamentarischen Gesetzgebers absichern wollen, ist die Flexibilität der Verfassung natürlich ein Dorn im Auge. Sie haben versucht, und das ist ihnen, wie ich mit großer Freude und Anerkennung feststelle, nicht gelungen, da einen Einbruch zu erzielen durch die Propagierung der Idee einer geschriebenen Verfassung, mit der sie die entsprechenden Freiheitsrechte »entrenched« machen wollten. »Entrenched« heißt: mit Schutzwällen versehen, wie sie die Verfassungsgerichtsbarkeit bei uns mit Hilfe der »geschriebenen« Verfassung um den Status quo zieht. Das hat aber nicht einmal Mrs. Thatcher auf unenglische Gedanken gebracht.

Wenn Sie ein englisches Lehrbuch des Verfassungsrechts (das heißt dort natürlich nur Verfassungsrecht und nicht Staatsrecht, Constitutional Law und nicht Law of the State oder ähnlich Wahnsinniges, was nur Lachsalven hervorrufen könnte) zur Hand nehmen, in einem solchen Buch finden Sie auf 300 Seiten eine einzige Seite oder vielleicht auch zwei über die Eigentumsfreiheit. Auch heute noch. Sollte irgendwann einmal eine Labour-Mehrheit im Parlament in Bezug auf die Eigentumsverfassung ein revolutionäres Gesetz beschließen, dann würde das keinen Aufruhr im Recht geben. Dann läge das in der Souveränität des Parlaments; und es könnte das von heute auf morgen geschehen. Bei uns hingegen wurde von der in Grundrechten schwelgenden Staatsrechtsjurisprudenz völlig vernachlässigt, daß im Grundgesetz wie in der Weimarer Verfassung ja auch steht, daß Inhalt und Schranken des Eigentums durch die Gesetze bestimmt werden. Schon in Weimar dekretierte sie freischöpferisch, daß der parlamentarische Gesetzgeber individuelle Eigentumsrechte zwar beliebig vermehren, aber nur so weit wieder herunterfahren darf, daß das sogenannte Institut Eigentum nicht verletzt wird. Um diesen Kern herum hat die Jurisprudenz der BRD eine tief gestaffelte Festung gebaut. In Verbindung mit dem nicht konsumtiven Eigentum (= »Kapital«) wird zum Beispiel auch die »Berufsfreiheit« des Unternehmers und seine »freie Entfaltung der Persönlichkeit« geschützt undsoweiter. Was über die Aufblähung der Grundrechte diesem Eigentumsschutz zugutekommt, geht der Legalitätsreserve des parlamentarischen Gesetzgebers bei eigentumsaffizierenden Interventionen in die »Naturwüchsigkeit« der »freien Marktwirtschaft« verloren. Das alles gibt es in England eben nicht.

Jetzt zu Frankreich. Sie sagen, da ist eine starke, auch von den Republiken aus dem Absolutismus übernommene Exekutive. Gewiß. Aber woran ist die Exekutive gebunden? Ist sie ans Gesetz gebunden? Oder gibt es neben den Gesetzen noch irgendeine Schiene, auf der die Exekutive durchgreifen kann und wo der Staat sich dann wieder absolut setzt? Das kann in Frankreich die Exekutive nicht. Man kann mit dem, was die macht, zum Teil nicht einverstanden sein. Es ist eine

schlagkräftige Exekutive. Die französische Polizei ist immer sehr schlagkräftig gewesen. Und ihre Anbindung an das parlamentarische System war ein Prozeß, der eine lange Zeit gebraucht hat und erst nach 1871 mit der Befestigung des parlamentarischen Systems abgeschlossen war. Dagegen hat sich, das ist interessant genug, deutsch beeinflußter Widerstand erhoben, der greifbare Konturen bekommen hat, natürlich unter Pétain. Es gibt einen Verfassungsentwurf der Regierung Pétain. Ich empfehle immer wieder, den doch einmal neben das Grundgesetz zu legen und festzustellen, welche überraschenden Übereinstimmungen es zwischen diesem Verfassungsentwurf des Marschalls Pétain, d.h. der Leute, die das für ihn gemacht haben, und dem Grundgesetz und seiner Verfassungsrechtspartei gibt.

konkret: Sie meinen, die umfassenden britischen Sozialisierungen unter Attlee ab 1945 wären in der Bundesrepublik und insbesondere unter der herrschenden Lehre der Grundgesetzinterpretation nicht möglich gewesen?

Ridder: Sie würden heute in der Rechtsprechung nicht durchkommen. In den frühen 50er Jahren wäre das noch anders gewesen. Art. 15 GG erlaubt ausdrücklich die Sozialisierung von »Grund und Boden, Naturschätzen und Produktionsmitteln«. Aber obwohl sich der klare Wortlaut nicht verbiegen läßt, ist dieser Sozialisierungsartikel heute nur noch eine hohe Säule, die von der Pracht längst vergangener Möglichkeiten zeugt und nicht einmal zusammenstürzen, d.h. aus dem Grundgesetz amputiert werden muß, um unanwendbar zu werden. Dafür sorgt schon der Kosmos von »Werten« und hehren »Prinzipien«, aus dem die verfassungsgerichtliche Judikatur eine Oberverfassung und mit deren Hilfe das primäre Grundgesetz zu einem im alltäglichen Betrieb verwendbaren Regierungsinstrument macht (so hat sich Friedrich Wilhelm IV. die Funktion der unter ihm entstandenen preußischen Verfassung von 1850 vorgestellt).

Mein Mißtrauen gegen die dadurch erzeugte scheinbare Regelungsdichte des primären Grundgesetzes ist im Laufe der Jahre immer größer geworden. Ich ziehe den britischen Zustand vor, in dem man nur rechtlich nicht normative Verfassungsgrundsätze hat. Ein solcher »Grundsatz« ist z.B., daß der Monarch (als King in Parliament) seit einigen hundert Jahren nicht mehr nein sagt zu den Beschlüssen, die im Unterhaus und Oberhaus durchgegangen sind. Das ist kein Rechtssatz, das ist eine »Convention«, ein »Constitutional understanding« – und das wird de facto eisern eingehalten auf der Grundlage einer konsequenten Politischen Kultur der Demokratie. Ich gehe inzwischen so weit, daß ich Art. 1 Abs. 3 des Grundgesetzes, in dem steht, daß die nachfolgenden Grundrechte »als unmittelbar geltendes Recht« alle Zweige der Staatsgewalt binden, für einen außerordentlich gefährlich gewordenen Satz halte. Die Grundgesetzväter hielten ihn im Rückblick auf das elende Schicksal der Grundrechte in Weimar für unentbehrlich; damals waren die grundrechtlich fixierten demokratischen Freiheitsrechte, da nur »Programmsätze«, von der Jurisprudenz ja förmlich pulverisiert worden, in diametralem Gegensatz zur Aufblähung der besitzstandsichernden Eigentumsfreiheit zum »Institut«. Aber wie das Demokratiegebot des Grundgesetzes nur ein Indiz des Defizits an gesellschaftlichem demokratischem Bewußtsein war, drückte sich in Artikel 1 Absatz 3 der untaugliche Versuch aus, durch Rechtsgebote demokratische Gesinnung bei der Entfaltung demokratischer Freiheitsrechte zu gewährleisten. Das Resultat ist das Umkippen dieser Grundrechte, an denen die Staatsgewalt jetzt nicht mehr vorbeikann, in der Praxis, die von der Judikatur des Bundesverfassungsgerichts geleitet und dadurch selbst zu neuem Verfassungsrecht gehärtet wird, gegen das es keine Rechtsmittel mehr gibt. Ich habe zu dieser zyklischen Transformation der Grundrechte 1977 in der Zeitschrift »Leviathan« eine Studie mit dem Titel »Vom Wendekreis der Grundrechte« veröffentlicht.

konkret: Bitte noch einmal zurück zum Sozialisierungsartikel des Grundgesetzes. Gilt denn nun Artikel 15 nach Ihrer Meinung noch, oder gilt er nicht mehr?

Ridder: Natürlich gilt er noch, da er nicht aufgehoben worden ist. Aber er ist nicht nur in dem Sinne obsolet geworden, daß er nicht mehr bemüht wird, weil das Thema Sozialisierung längst und für absehbare Zeit aus den politischen Agenden und dem Diskurs verschwunden ist (von der systemimmanenten Sozialisierung der Verluste durch Konkurse, Besteuerung undsoweiter wird immer geschwiegen). Vielmehr würde er, sollte die Forderung wider Erwarten doch noch einmal auf die Tagesordnung gelangen, bei der verfassungsgerichtlichen Überprüfung durch ein als Rechtsfindung aufgezogenes Spektakel – in Wahrheit eine rein politische Entscheidung – mühelos den vom Bundesverfassungsgericht so genannten Wertentscheidungen für die Würde des Menschen, die freie Entfaltung der Persönlichkeit etcetera etcetera geopfert werden, da die grundgesetzliche Erlaubnis zum Sozialisieren natürlich nicht als Ausdruck einer Wertentscheidung qualifiziert werden würde und eher als Bahnsteigkarte zur Revolution eingeschätzt wird. Das justizförmige Spektakel, ein Exempel rhetorischer Jurisprudenz, würde in einer Abwägung zwischen den Wertentscheidungen und einer, wie nun wohl zu sagen ist, Nicht-Wertentscheidung des Grundgesetzes bestehen; das Ergebnis steht vor der Abwägung bereits fest. Diese für das voll entwickelte BRD-Modell Deutschland spezifische Variante des Obsoletwerdens einer Verfassungsnorm konnte ich natürlich nicht im Blick haben, als ich 1951 auf einer Staatsrechtslehrertagung das baldige Obsoletwerden von Artikel 15 GG prognostiziert hatte und darüber mit Wolfgang Abendroth und seinem Marburger Kreis eine heftige, der persönlichen Freundschaft und den kollegialen Beziehungen höchst bekömmliche Kontroverse auszufechten hatte. Das gerade entstandene Bundesverfassungsgericht hatte sich noch nicht über die Grundrechte hergemacht und noch nicht entfernt daran gedacht, sich zu allem Überfluß auch noch als Partner einer wissenschaftlichen Diskussion zu gerieren, der aber sicher sein kann, daß er mit seiner Auffassung auch unanfechtbar und allseits bindend entscheidet.

konkret: Sie lassen wohl kein gutes Haar an der Verfassungsgerichtbarkeit?

Ridder: Doch. Auf jeden Fall ein ganz besonders wichtiges. Ich bin durchaus für eine Verfassungsgerichtsbarkeit, die mit großer Strenge darüber wacht, daß die justiziellen Grundrechte (Recht auf den gesetzlichen Richter, Anspruch auf rechtliches Gehör undsoweiter) und die eindeutigen prozeduralen und organisatorischen Verfassungsbestimmungen und die unter ihnen gesetzten sonstigen rechtlichen Regeln nicht verletzt werden, deren Befolgung dem government, dem Regierungshandeln im weiteren Sinne, demokratische Legitimation verschafft. In diesen Bereichen gibt es auch manche Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts, die nur zu begrüßen sind. Aber jenseits dieser Bereiche materialisiert sich das aus dem Spätkonstitutionalismus des Kaiserreichs stammende, vordemokratisch am »Staat« orientierte ideologische Virus eben ganz massiv. So hat die Judikatur des Bundesverfassungsgerichts letztlich auch den Trend zur Verwandlung der gewählten Abgeordneten in Amtsträger – und damit der parlamentarischen Volksvertretung in eine Repräsentation des »Staats« durch Quasi-Beamte – eher gefördert als behindert, nachdem es schon ganz früh das »Volk« zu einem Verfassungsorgan erhoben hatte.

Die politischen Parteien, die in den Ländern des demokratischen Westens keinen Verfassungsstatus haben, werden aufgrund der Judikatur in wachsendem Umfang unmittelbar aus dem Staatshaushalt mitfinanziert, und zwar unter dem Titel der Wahlkampfkostenerstattung. Sie erfüllen nach dem zugrundeliegenden Konzept, indem sie dem Volk, das mit dem Wählen eine Staatsaufgabe erfüllt, bei der Wahlentscheidung helfen, ihrerseits eine Staatsaufgabe. Die Alimentierung der Parteien aus der Staatskasse ist stattlich, unehrlich und demokratiewidrig. Die Stattlichkeit erweist sich einem vergleichenden Blick auf die bescheidenen Behausungen und Apparate nicht nur der Labour Party, sondern auch der Konservativen in England (obwohl beide natürlich auch Spenden ihrer Klientel erhalten). Die Unehrlichkeit erhellt aus der einigermaßen skandalösen Geschichteder sprachlichen Verkleidung: Das Bundesverfassungsgericht bewilligt durch einen Etikettentausch als Wahlkampfkostenerstattung dasselbe, was es zuvor mit Recht als Finanzierung der Parteiarbeit als solcher verboten hatte, weil damit die Unterscheidung zwischen den Sphären der nicht organisierten Gesellschaft und der Regierung im Sinn von government den Bach heruntergeht, ohne die es im Gesamtpolitikum nicht demokratisch zugehen kann. Ich sage: demokratisch, natürlich nicht: demokratisch-zentralistisch. Daß der sogenannte demokratische Zentralismus der sogenannten Volksdemokratien nicht gerade demokratisch war, trifft zu – und gehört doch sonst und in abstracto auch zum Credo der herrschenden Doktrin, die diese beiden untrennbaren Sphären im übrigen sogar voneinander trennen will.

Das Bundesverfassungsgericht konnte an der Verwerfung der Parteienfinanzierung aus dem Staatshaushalt nicht festhalten, weil es darauf angewiesen ist, sozusagen aus der Mitte der etablierten und bislang noch nicht durch Wahlen ernstlich lädierten Parteienkiste zu judizieren: Die nicht vom Volk gewählten »Volksparteien«, d.h. ihre Führungsspitzen, handeln – Möglichkeit A – aus, was die vom Volk gewählte Volksvertretung dann nur noch zu ratifizieren hat. Kommt es nicht zu einer solchen Einigung – Möglichkeit B – und infolgedessen zu knappen Entscheidungen im Bundestag, funktioniert das Bundesverfassungsgericht, dessen Zusammensetzung das deutsche Idealbild einer Permanenten Großen Koalition Aller Staatstragenden Parteien abspiegelt, als unentbehrlich gewordener Moderator, der sich an die damit gegebenen Parameter halten muß, will er nicht eine Einbuße an Kompetenzen riskieren oder gar seine Fortexistenz aufs Spiel setzen.

konkret: Könnte es nicht sein, daß sich der revolutionär-demokratische Vorsprung des Westens vor Deutschland inzwischen erledigt hat, weil die Bundesrepublik in vielen Punkten als Vorbild genommen wird?

Ridder: Mit dieser Frage sprechen Sie eine zweifellos längst in Gang gekommene Entwicklung an. Die Bundesrepublik ist immer schon freigebig gewesen, was den Export des Modells Deutschland angeht, nicht nur nach Osten, sondern in alle Richtungen der Windrose. Nach Norden wird das noch kommen, wenn die EFTA in die Europäische Union integriert werden sollte. Mich beunruhigt also vor allem der ideologische Transfer auf den Schienen der Europäischen Gemeinschaften, die in ihrer Struktur ja schon von Anfang an das demokratische Defizit institutionell zementiert haben. Da gibt es auf der einen Seite eine europäische Gerichtsbarkeit, aber auf der anderen Seite keine demokratische Willensbildung zu Gemeinschaftsorganen hin, die über Rechtssetzungskompetenzen verfügen, während zum Beispiel das sogenannte Europäische Parlament in Straßburg bloß zuschauen darf. Aber verlassen wir das Thema lieber, um nicht auf dem weiten Feld der Versuche, Europa einzudeutschen, steckenzubleiben.

konkret: Schaut das Ausland, das beim Europa-Spektakel doch mitspielt, den Deutschen auch bloß zu?

Ridder: Ich glaube, daß die Deutschen, auch wenn nicht viel darüber gesprochen wird, auch weiterhin unter einer Kontrolle stehen. Wir werden sehen, wie viel von dem tiefgründigen und stillschweigenden Einvernehmen der vier Siegermächte, die eine geteilte Kontrolle über das geteilte Deutschland ausgeübt haben, übrigbleiben wird. Die Sowjetunion hatte bis 1990, wenn’s drauf ankam, vor dem Kapitalismus weniger Angst als vor den Deutschen. Und die Westmächte hatten, wenn es darauf ankam, vor dem Sozialismus weniger Angst als vor den Deutschen. Wenn es besonders gefährlich wurde, hat das in der Vergangenheit ganz gut funktioniert, zum Beispiel beim Sturz von Strauß 1962, an dem die USA einen großen Anteil hatten. Trotz des Bruchs zwischen den vier Mächten von 1947 war noch etwas von der Anti-Hitler-Koalition übriggeblieben. Und das Bewußtsein davon, daß man den Deutschen auf die Finger gucken muß, das ist überall noch vorhanden.

konkret: Ist das nicht doch vielleicht Wunschdenken? Ist es bei einem Land von der Größe und der industriellen Stärke der Bundesrepublik auf Dauer nicht doch eine Illusion gewesen, daß die Situation von ‘45, der Abbruch des deutschen Unglücks, von außen dauerhaft garantiert werden könnte? Da hätte eben doch noch jenes andere hinzukommen müssen, von dem Sie einmal Ende der sechziger Jahre gesprochen haben: Sie sprachen damals von der Möglichkeit und Notwendigkeit einer »Umgründung« der Bundesrepublik, sagen wir 1968/69/70. Was haben Sie sich damals eigentlich dabei gedacht?

Ridder: Da habe ich gedacht an die Einstellung auf die Realitäten, die mit dem Kriegsende gegeben waren, d.h. darauf, daß es nach dem Verpassen der historischen Chance von 1945 für einen Neuanfang nunmehr, also Ende der 60er Jahre, wiederum eine solche Chance gab, weil die Regierenden des CDU-Staats sich der Einsicht öffneten, daß die BRD hinreichend konsolidiert sei, um den aus dem Streit um die Gründung der BRD entstandenen ideologischen Bürgerkrieg beenden und die Streitbarkeit nach innen durch den Übergang zu westeuropäischer Normalität ablösen zu können. Doch auch diese Chance wurde verpaßt. Ihre Wahrnehmung wäre nach allem, was zuvor war, eine Revolution gewesen. An die Revolution habe ich dann 1989 wieder gedacht.

konkret: Wie? Sie erhoffen sich zwischendurch immer wieder doch das Wunder einer deutschen Revolution?

Ridder:Ja. Die Geschichte steht nämlich nicht still. Was sich 1989 in der DDR hocharbeiten konnte – ich meine nicht die jugendlichen Flippis, die von Trabant auf VW umsteigen wollten – , waren Anfänge einer Revolution mit der Vision eines demokratischen und menschenrechtskonformen Sozialismus. Diesem wahrlich furchterregenden Gespenst wurde unter Benutzung des aktuell vorhanden Macht- und Wirtschaftsgefälles zwischen BRD und DDR freilich das ohnehin kleine Lebenslicht alsbald ausgeblasen; es hätte, die Grenze zur BRD überschreitend, unabsehbaren Schaden für das politisch-ökonomische System derselben anrichten können. So wurde dem DDR-spezifischen Aufbegehren seine Originalität genommen und ausgerechnet diese »friedliche Revolution« gestohlen und interventionistisch umfunktioniert für einen gestuften reaktionären Zweck, erstens für die Einverleibung der DDR, zweitens für die Verstärkung der Rechtsdrift in dem dadurch entstandenen »vereinten Deutschland«. So ganz außerhalb des Bewußtseins vieler Leute ist das auch nicht. Die Leute, die heute alle fragen: Ist das denn nun wirklich noch die alte Bundesrepublik? – die meinen in unbestimmter Weise schon etwas Richtiges, denken nur meist nicht genügend darüber nach. Die BRD ist inzwischen nämlich doch ein anderer Staat.

konkret: Jetzt, nach 1990?

Ridder: Nach 1990. Das »vereinte Deutschland« ist ein anderer Staat. Zu dieser Erkenntnis kann man aus dem Begreifen der juristischen Vorgängekommen. Das muß man allerdings als Jurist dann ganz scharf machen und nicht als Pseudo-Jurist, mit jenerjuristischen Weltanschauung. In Wirklichkeit ist sogar ein umgründungsfreundlicher Rechtsrahmen entstanden.

Die DDR ist, rechtlich gesehen, der Bundesrepublik Deutschland nicht beigetreten. Was die Volkskammer der DDR, von Illusionen narkotisiert, dazu beschlossen hat, ist juristisch ein Nullum. Sie hat in diesem Zustand beschlossen, daß die DDR dem Geltungsbereich des Grundgesetzes beitritt. Stellen Sie sich das mal vor?! Ein Staat tritt dem Geltungsbereich eines Gesetzes bei! Das gibt es gar nicht. Das ist unmöglich. Das geschah unter Bezugnahme auf Artikel 23 des Grundgesetzes, der, was mittlerweile unbestritten ist, in der DDR nie gegolten hat. Wie kann denn ein Organ der DDR aufgrund eines solchen Artikels diesen Beitritt vollziehen?! Das hat eben nicht stattgefunden.

konkret: Was hat denn dann stattgefunden?

Ridder: Es ist ein völkerrechtlicher Vertrag abgeschlossen worden, genauer: Es waren zwei Verträge, von denen der erste, der Vertrag über die attraktive Währungs- und Wirtschaftsunion, bereits den weiteren Weg determinierte. Der dann folgende Einigungsvertrag war aber ein völkerrechtlicher Vertrag von zwei Staaten, die sich miteinander vereinigen. Und aus einem solchen Vertrag kann nur ein neuer Staat hervorgehen – unabhängig von den Artikeln 23 oder (wovon ohnehin offiziell dann niemand mehr redete) 146 des Grundgesetzes.

konkret: Wie kann etwas stattfinden, was im Bewußtsein der beiden Beteiligten nicht stattgefunden hat? Beide, sowohl der BRD-Bundestag als auch die DDR-Volkskammer, waren der Ansicht, wir handeln aufgrund von Artikel 23 Grundgesetz. Auch die Volkskammer hat das festgelegt.

Ridder: Aber das Bewußtsein – »Denken« wäre hier schon zu viel gesagt – kann weder Tatsachen noch rechtliche Realitäten verändern. Es ist ein neuer Staat entstanden, auch wenn er hartnäckig den alten Namen Bundesrepublik weiter führt. Die Vier Mächte haben in dem Zwei-plus-Vier-Vertrag – sie haben dem BRD-Trachten nach einem Eins-plus-Vier-Vertrag nicht entsprochen – dieses Land niemals Bundesrepublik Deutschland genannt, sondern nur: das vereinte Deutschland. Sie haben den Deutschen nochmal die Chance gegeben, sich zu Realitäten zu bekennen, sie jedenfalls nicht wegzufingieren, jedoch insofern wohl schon resignierend, jedoch immerhin in der empirisch begründeten Gewißheit, daß eine ihre frontstaatliche Mentalität nicht abschüttelnde BRD den größten Teil ihrer Kraft für die Verdauung ihrer Beute verbrauchen wird, der ihr dann bei der Verfolgung revisionistischer außenpolitischer Ambitionen fehlt, beim Streben nach Saturierung der Ansprüche, die ihr als Fortsetzung des »Deutschen Reiches« zukommen.

konkret: Wenn Sie die deutsche Geschichte seit 1871 nehmen, was ist im Vergleich zur bisherigen Kontinuität deutscher Geschichte neu an diesem Staat?

Ridder: Neu an diesem Staat ist nicht, daß er selbst ein neuer Staat ist. Auch die 1949 gegründeten beiden deutschen Nachkriegsstaaten, die BRD und die im Gegenzug gegründete DDR, waren neue Staaten. Aber anders als die sich für »identisch« mit dem angeblich fortexistierenden Deutschen Reich erklärende und dadurch ihre Neuheit bestreitende »alte BRD« kann das »vereinte Deutschland«, das sich selbst als »vergrößerte (und damit auch als fortgesetzte) BRD« bezeichnet, diese Fortsetzung von amtlich verbindlichem Unsinn jedenfalls nicht mehr mit der juristischen Falschmünzerei zu begründen versuchen, mit der die »alte BRD« die von den vier Besatzungsmächten vorbehaltenen und somit den Deutschen vorenthaltenen »Rechte und Verantwortlichkeiten in Bezug auf Berlin und Deutschland als Ganzes« zu einer Bestätigung des »fortexistierenden deutschen Gesamtstaats« umfunktioniert hatte. Ungeachtet der wegen der Gründung der BRD aufgebrochenen Kontroverse der drei Westmächte mit der Sowjetunion haben die drei Westmächte keinen Zweifel daran genährt, daß die nach der bedingungslosen Kapitulation vom Mai 1945 von ihnen ausgeübte oberste Regierungsgewalt »in Deutschland« nicht von den deutschen Instanzen abgeleitet war und nicht eine treuhänderische Wahrnehmung deutscher Staatsgewalt darstellte. Sie haben das den Deutschen vor allerdings verschlossene Augen geführt, indem sie den nicht mehr funktionsfähigen Alliierten Kontrollrat nur stillgelegt, nicht aber durch Kündigung aufgelöst, das System der wechselseitigen Militärmissionen seiner symbolischen Bedeutung wegen fortgesetzt, in zugespitzten Situationen – bis in den Beginn der Verhandlungen zum Zwei-plus-Vier-Vertrag – symbolträchtig mit der Sowjetunion im Kontrollratsgebäude in Berlin getagt, dem Bundesverfassungsgericht auf seine nach »Berliner Sachen« ausgestreckten Finger geklopft und jede Inanspruchnahme von BRD-Kompetenzen im Jurisdiktionsbereich der DDR zurückgewiesen haben – alles natürlich mit der unter Bündnispartnern naheliegenden diplomatischen Diskretion.

Neu ist an diesem Staat ferner, wenn wir uns jetzt seine verfassungsrechtliche Innenausstattung einmal genauer ansehen, daß er – bitte nicht schreien! – überhaupt keine Verfassung hat. Die DDR ist untergegangen, aber auch die BRD, wenn auch ihre Politprominenz nichts davon gemerkt hat. Aber das steht sogar in der Präambel des Grundgesetzes, dessen entscheidender rechtlicher Geltungsgrund die Genehmigung der westlichen Besatzungsmächte war. »Für eine Übergangszeit«, die Zeit nämlich bis zum Ende der staatlichen Separatexistenz der durch das Grundgesetz konstituierten BRD, sollte das Grundgesetz gelten. Daß dieses Ende mit der Fusion von BRD und DDR gekommen ist, geht auch aus dem Zwei-plus-Vier-Vertrag hervor, der seinerseits der rechtliche Geltungsgrund für die Entstehung eines aus den Territorien von Berlin, BRD und DDR bestehenden neuen Staates ist; in der Frage der »Vereinigung Deutschlands« zu einem Staat waren BRD und DDR ja noch nicht souverän, und Berlin war ein besetztes Gebiet ohne irgendwelche eigene auswärtige Gewalt geblieben. Der die »abschließende Regelung in bezug auf Deutschland« darstellende Zwei-plus-Vier-Vertrag visiert als »Verfassung des vereinten Deutschland« auch keineswegs das Grundgesetz der BRD an; er stellt in Artikel 1 Absatz 4 vielmehr klar, welche besonders revisionsträchtigen Bestimmungen des Grundgesetzes, wie gerade der für den Taschenspielertrick des »Beitritts« der BRD benutzte Artikel 23 Satz 2, auf keinen Fall in der Verfassung des neuen Staats wieder erscheinen dürfen. Als das am 12. September 1990 in Moskau vereinbart wurde, hatten freilich die hastigen deutschen Macher mit ihrem Einigungsvertrag vom 31. August 1990 auch in der Verfassungsfrage schon zugeschlagen, nämlich die Fortgeltung des Grundgesetzes über die »Übergangszeit« hinaus und seine gleichzeitige Erstreckung auf »das gesamte deutsche Volk« behauptet.

Die Begründung für den »automatischen« Übergang ist von atemberaubender Verwegenheit. Vereinbart wurde nämlich die Streichung der »Übergangszeit« aus der Präambel und die Aufnahme der abenteuerlichen These in die Präambel, die Deutschen hätten in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands vollendet und »damit« (!!) gelte »dieses Grundgesetz für das gesamte Deutsche Volk«. Vor soviel Gehirnakrobatik bleibt einem doch die Spucke weg! Ein tatsächliches Geschehen (ob richtig festgestellt und bewertet, kann ich hier beiseite lassen) wird aufgrund seiner Feststellung zu einer automatischen Rechtsquelle, der das Grundgesetz als Verfassung des vereinten Deutschlands entfließt, neu für den Osten, erneuert für den Westen. Die große Koalition des rechten und linken innenpolitischen Chauvinismus, für die die Ministerialbürokratie das vertextet hat, ist dabei noch geschmacklos genug, diesem Staatsstreich, dem Bundestag und Volkskammer unter Überschreitung ihrer Kompetenzen zugestimmt haben, durch eine vollmundige Beschwörung der gestohlenen »friedlichen Revolution« in der DDR den Anstrich des Revolutionären zu geben. In Wahrheit handelt es sich eben um den rechtlich untauglichen Versuch, einen Verfassungsoctroi von oben unkenntlich zu machen und als Beipack des Einigungsvertrags zur Rechtsgeltung durchzuschmuggeln. Davon hat natürlich das links-grünliche Völkchen, das ich mir 1992 einmal in KONKRET wegen der von ihm unter Voraussetzung der Fortgeltung des Grundgesetzes in Gang gesetzten »Verfassungsdebatte« vorgeknöpft habe, nichts bemerkt. Und wegen ihres Defizits an geschichtlichem Bewußtsein haben wahrscheinlich sogar diejenigen, die diese Operation durch die listenreiche Vorspiegelung eines »Beitritts« der DDR nach dem gar nicht anwendbaren Artikel 23 des Grundgesetzes eingefädelt und durchgeführt haben, selbst nichts davon bemerkt, daß sie mit dieser Art von falsch etikettiertem Verfassungsoctroi noch hinter den preußischen Verfassungsoctroi von 1848/50 unter Friedrich Wilhelm IV. zurückgefallen sind. Damals war wenigstens in aller Öffentlichkeit thematisiert, daß es um Verfassungsgebung ging, und ist immerhin, wenn auch unter dem »Schutz der Bajonette«, öffentlich darüber

gestritten und verhandelt worden. Dies zu erkennen und zu begreifen, daß das einer fortexistierenden BRD zugeordnete Grundgesetz für das schon vorhandene Deutschland nur eine »Als-ob-Verfassung« ist, räumt einer demokratischen Umgründung Hindernisse aus dem Weg.

konkret: Ist das nicht nur eine Konstruktion von Ihnen?

Ridder: Nein. Es ist das Auseinandernehmen einer Fehlkonstruktion des populistischen deutschen Juristendemokratismus, dessen staatsrechtliche Kreationen ohnehin rissig werden. Ich erwähne nur den amüsanten Vorgang, wie die politischen Eliten der BRD – durchaus zu meiner Genugtuung – nicht umhin können, Institute gerade jener Realverfassung außer Kraft zu setzen, die sie sich jahrzehntelang von ihrer Judikatur haben fabrizieren lassen. Diese deutschlandpolitische Realverfassung finden wir in Reinkultur im Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum Grundlagenvertrag zwischen BRD und DDR von 1973 (ich nenne es »Kyffhäuser-Urteil«; als erster hat sich, glaube ich, der Vizepräsident des Bundesverwaltungsgerichts Helmut Külz mit dieser Bezeichnung bei der Justiz mißliebig gemacht). Danach ist fast alles verboten, was 1990 dann geschah: Der Vertrag über die Wirtschafts- und Währungsunion und auch der Einigungsvertrag durften nach dem Urteil von 1973 gar nicht abgeschlossen werden. Denn da steht drin, daß zwar ein »anderer Teil Deutschlands« beitreten darf, aber er darf eben nur beitreten, durch eine einseitige Erklärung, und nicht vorher völkerrechtliche Verhandlungen führen und völkerrechtliche Verträge schließen, wenn ein Beitritt anvisiert ist. Und die Bundesrepublik Deutschland darf solche Verhandlungen überhaupt nicht aufnehmen.

konkret: Wäre es nicht besser und würde einen Neuanfang erleichtern, wenn die Kritiker der bisherigen deutschen Entwicklung sagen würden: Wir haben einfach eine Niederlage erlitten. Unsere Gegner, auch die Anhänger der Über- und Nebenverfassung des Bundesverfassungsgerichts, haben eben gegen uns recht behalten? Dann kämpft es sich vielleicht leichter, wenn man eine Niederlage, die eine ist, auch zugibt.

Ridder: Wenn es denn eine Niederlage gäbe, würde ich zunächst sagen: Ich gebe aber als Jurist und als Wissenschaftler doch nicht die Erkenntnis preis, daß etwas, was bloß faktisch ist, nicht ohne weiteres normativ sein kann. Doch die Kategorien Sieg und Niederlage scheinen mir hier nicht zu passen. Kritiker einer bestimmten Entwicklung wollen eine andere Entwicklung. Das ist ein Dauerjob. Solange sie keinen Erfolg haben, können sie keinen Sieg verbuchen. Aber von einer Niederlage könnte erst dann die Rede sein, wenn sie außer Gefecht gesetzt werden.

konkret: Die offizielle Auffassung behauptet, der 1871 gegründete deutsche Staat bestehe fort, Sie halten dagegen, er sei 1945 untergegangen, und seit 1990 bestehe ein ganz neuer gesamtdeutscher Staat. Welche praktische Bedeutung hat das?

Ridder: Ich nenne Ihnen ein Beispiel: Es gibt doch seit 1990/91 zwei schöne Verträge mit Polen. Nach dem Zwei-plus-Vier-Vertrag mußte erstens ein neuer Grenzvertrag mit Polen geschlossen werden (woraus im übrigen auch hervorgeht, daß die vier Mächte sich das »vereinte Deutschland« als einen neuen Staat vorgestellt haben). Da steht dasselbe drin, was früher, also im Warschauer Vertrag von 1970 zwischen der »alten« BRD und der Volksrepublik Polen, auch schon gestanden hatte. Dann gibt es zweitens einen viele Artikel umfassenden Vertrag über gute Nachbarschaft und so weiter. Fast alles Absichtserklärungen, gegen die im übrigen gar nichts einzuwenden ist. Aber: Da gibt es zum Abschluß dieses zweiten Vertrags einen Briefwechsel, genauer: einen Austausch inhaltsgleicher Briefe. Und diese Briefe enthalten im allerletzten Satz, also kurz bevor die Minister sich ihrer gegenseitigen Hochachtung versichern, die Feststellung: Dieser Vertrag befasse sich nicht mit Fragen der Staatsangehörigkeit und nicht mit Vermögensfragen.

Das heißt also: Die deutsche Seite hat in ihrer gegenwärtigen Stärke unter Ausnutzung des Machtgefälles eine Regelung verhindert, wonach die – man weiß nicht, wie viele es sind: 100.000 oder eine Million oder noch mehr Menschen – deutschen Volkszugehörigen, die die polnische Staatsangehörigkeit haben und die zwischen Oder-Neiße und den alten Reichsgrenzen von 1937 wohnhaft sind, daß die also nicht mehr zugleich auch als deutsche Staatsangehörige (sei es als Eingebürgerte nach den Nazi-Volkslisten im besetzten Polen, sei es als sogenannte Statusdeutsche nach Artikel 116 GG) in Anspruch genommen würden. Und Vermögensfragen – das heißt: Die deutsche Seite behält sich vor – vielleicht kommen für sie mal noch bessere Tage – , für die Vermögensschäden, die sie erlitten hat, den Polen eine Rechnung zu präsentieren; eine »Belebung dieser Frage« hält das Auswärtige Amt bereits bei der Behandlung des polnischen Antrags auf Mitgliedschaft in der EG für möglich. Der Rechtstitel, von dem sie in beiden Fragen ausgeht, ist der im Kyffhäuser-Urteil niederlegte Anspruch, das Deutschland von 1991 sei dasselbe wie das von 1871.

konkret: Das heißt aber doch, daß die deutsche Seite ihren Kyffhäuser-Anspruch wieder einmal durchgesetzt hat.

Ridder: Und es bedeutet, um das ganz klar zu machen, daß die deutsche Seite sich vorbehält, bei günstiger Gelegenheit die Rückgabe von Grund und Boden an Vertriebene oder ihre Rechtsnachfolger einzufordern.

konkret: Wie kann sowas denn jetzt noch korrigiert werden?

Ridder: Das Bundesverfassungsgericht kann seine Entscheidung nicht zurücknehmen. Es kann auch keine Urteile des Bundesverfassungsgerichtes geben, in denen ein Urteil des Bundesverfassungsgerichtes aufgehoben wird. Es könnte durch

revolutionären Staatsakt eines anderen Organs geschehen. Eine große einstimmige Resolution des Bundestages stelle ich mir da vor, wenn ich mir erlaube, von den antirevolutionären politischen Realitäten abzuheben.

konkret: Und was stünde da drin?

Ridder: Daß das Urteil von 1973 ungültig ist und daß weder die Bundesrepublik von 1949 noch der 1990 entstandene neue deutsche Staat mit dem von 1871-1945 identisch ist. Aber bleiben wir auf dem Teppich der Realitäten, aus deren Widersprüchlichkeit immer auch, weil die Geschichte unbestechlich und mit der Wahrheit verbündet ist, Selbstheilungskräfte entstehen, die man freilich nur dann fördern kann, wenn man sie erkennt! Ich will das anhand des schlagenden Beispiels, über das wir jetzt schon eine ganze Zeit gesprochen haben, noch einmal zu verdeutlichen versuchen:

Als nach der Implosion des SED-Regimes in der DDR Bonns Entscheidung feststand, unter Ausnutzung des in der DDR entstandenen Machtvakuums die deutsche Einheit durch Einverleibung der DDR in die BRD hinzukriegen und diesen Vorgang als »Beitritt« der DDR zur BRD nach Artikel 23 GG zu inszenieren, kam der Generalstab nicht daran vorbei, einen völkerrechtlichen Verhandlungstisch für BRD und DDR als gleichrangige Partner der abzuschließenden Verträge einzurichten. Hier interessiert nun nicht, daß und wie die DDR über diesen Tisch gezogen wurde, sondern der von mir schon beschriebene geradezu schreiende Widerspruch zwischen diesem eingeschlagenen Verfahren und dem Verbot gerade eines solchen Verfahrens für den Fall eines »Beitritts anderer Teile Deutschlands« zur BRD durch das Kyffhäuser-Urteil, das mit seiner authentischen Grundgesetzinterpretation zum unaufhebbaren Bestandteil der Realverfassung der BRD geworden war. Das heißt, die Realverfassung ist an dieser Stelle bereits kaputt, und zwar durch ihre eigenen Konstrukteure zerstört. – Vielleicht noch eine gesprochene Fußnote zu dem mehrfach von mir gebrauchten Begriff »Realverfassung«: Realverfassung der BRD ist das praktizierte Grundgesetz, also das, was die auch von der literarischen Jurisprudenz gestützte und akzeptierte Rechtsprechung aus dem primären Grundgesetz gemacht hat.

Nun bin ich aber noch gar nicht am Ende meines Vortrags über den historischen Selbstlauf der Wahrheit und drohe damit schon wieder einmal den Rahmen eines Gesprächs zu sprengen. Aber das Wichtigste kommt erst: Für die BRD-Akteure der »deutschen Vereinigung« wäre es natürlich mehr als peinlich, wenn publikumsnotorisch würde, daß sie selbst das Grundgesetz (in der Version des Kyffhäuser-Urteils) gebrochen haben. Mit der Mentalstruktur der anonymen Familie Rumpelstilzchen ausgestattet, wissen sie, was wir zum Glück auch wissen, nämlich daß ihnen nichts anderes übrigbleibt, als sich selbst »mitten entzwei« zu reißen, wenn das herauskommt und benannt wird. Also wird dieser sich in neue Widersprüchlichkeiten verstrickende Bruch der in Sachen »Deutschland« durch die Vergewaltigung historischer Tatsachen zurechtkonstruierten Realverfassung vertuscht. Die dahin gehörenden Partien des Kyffhäuser-Urteils werden im Keller verwahrt und nicht mehr zitiert, damit, ja damit, das ist gar nicht paradox, die objektiv in diesem Bruch liegende Abkehr von der frontstaatlichen Realverfassung nicht mehr als solche erkannt wird und – ich verallgemeinere jetzt – eben nicht erkannt wird, daß mit dieser Abkehr als einem wesentlichen Stück von Normalisierung im Sinne des nicht »streitbaren« westeuropäischen Demokratieverständnisses auf einem bestimmten Sektor auch schon die von mir immer wieder beschworene »Umgründung« angelaufen ist – zwangsläufig und ganz gegen die verbissen antirevolutionären Macher.

Die Umgründung unter antirevolutionären Bedingungen ist ein schwieriger und höchst komplexer Prozeß. Aber hier könnten demokratische Erneuerer realitätsnah einsetzen und nachstoßen, anstatt sich einzubilden, der Weg zu einer demokratischen Erneuerung könne eine Fortsetzung des Wegs zur Herausbildung der Realverfassung bis 1989 sein. Mit etwas mehr Realitätsnähe würden ihnen die Augen dafür aufgehen, in welcher Falle die Macher sich wiederfinden, seit sie gezwungen sind, am laufenden Band, aber natürlich auch auf Klammheimlichkeit bedacht, im nachhinein Positionen fallenzulassen, die zu den Heiligtümern der »alten« BRD gehörten. Ich will dafür nur ein Beispiel von Dutzenden anführen: Bis 1989 war es ein durch bundesverfassungsgerichtliche Kanzelabkündigung gehärtetes Dogma, daß es nur eine, die DDR-Bürger einschließende deutsche Staatsangehörigkeit und daneben oder darunter keine besondere BRD-Angehörigkeit gebe. Was finden wir dazu in einer Novelle des Bundeswahlgesetzes vom August 1990 in Vorbereitung der ersten »gesamtdeutschen« Bundestagswahlen? Das immer schon Selbstverständliche und jetzt plötzlich zwangsläufig Gewordene, nämlich, daß wahlberechtigt die »Bürger der Deutschen Demokratischen Republik« und die »Bürger der Bundesrepublik Deutschland einschließlich Berlin (West)« sind. Hätte vor der sogenannten Wende ein Beamter der Ministerialbürokratie die »Bürger der Bundesrepublik Deutschland« in den Text einer Rechtsvorschrift hineingeschmuggelt, er hätte sich damit die disziplinarische »Entfernung aus dem Dienst« eingehandelt. Aber seit 1990 wird ex post mit der Änderung des Bundeswahlgesetzes eine der drei berühmt-berüchtigten »Geraer Forderungen« erfüllt, die sich jetzt als nicht »typisch Honecker« und »typisch DDR«, sondern als eine Forderung des Völkerrechts und des außerhalb der BRD-Grenzen waltenden gesunden Menschenverstands erweist. Ich wiederhole: Hier, und nicht mit der Hinnahme der absurden Produkte des Streitbarkeitswahns in der Realverfassung, hätte die demokratische Verfassungsbewegung anzusetzen, die notwendig zur Umgründung der (jetzt »vergrößerten«) BRD in die Normalität der revolutionär begründeten politischen und Rechtskultur des »Westens« gehört.

konkret: Sie unterstreichen häufig eine Alternative: Umgründung oder Weiterbestehen der deutschen Gefahr. Was ist das für Sie, die deutsche Gefahr?

Ridder: Als deutsche Gefahr von außen wahrgenommen werden die deutschen Staatsbildungen spätestens seit dem bellikosen Zusammenschmieden des Bismarck-Reichs. Die wichtigste Mission, die der Schmiedemeister sichern wollte, war die machtvolle und solide Absicherung Deutschlands und des übrigen legitimistischen europäischen Kontinents vor den Wellenschlägen der Französischen Revolution. Es gibt daher enge, wenn auch komplizierte und nicht unvermittelt automatisch funktionierende Zusammenhänge zwischen dem Abenteurertum einer deutschen Außenpolitik, die seit der Reichsgründung zweimal einen Weltkrieg herbeigeführt hat, und dem vordemokratischen deutschen Dispositiv, von dessen bis heute vorhandener Virulenz und Lebendigkeit der Gegenwart verlängernde und alternative Zukünfte verhindernde Kontinuitäts-Tick zeugt. Um die deutsche Gefahr vor diesem Hintergrund definieren zu können, betreibe ich Schoß-Forschung.

konkret: Wie bitte?

Ridder: Schoß-Forschung. Sie kennen das doch: Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch, Brecht. Was da kroch, ist weg. Weg ist längst die NS-Realisation. Aber der Schoß ist noch da.

Ich habe ja mit dem heutigen sogenannten Antifaschismus nichts am Hut. Das ist desorientierender Blödsinn und inzwischen eine Legitimationsideologie der offiziellen Bundesrepublik, also nicht nur eine Sache der Linken. Indem man feststellt, der Nazismus sei erledigt und man sei entschlossen, allen Anfängen zu wehren, sieht man großzügig darüber hinweg, daß der Schoß noch da ist, aus dem das kroch. Da ist vorher vieles rausgekrochen und kriecht hinterher noch vieles raus.

konkret: Und dieser Schoß, was ist das? Ist es der deutsche Staat oder das deutsche Volk?

Ridder: Es ist der deutsche Staat, die undemokratische Idee des Staates, die auch immer wieder verhinderte, daß dieses Volk politisch zum Nachdenken kam.

Also diese typisch deutsche Vorstellung vom Staat und die daraus immer neu hervorgehende Praxis antirevolutionärer Staatsräson – die Nomenklaturen ändern sich – das ist es, was mich interessiert. Von da kommt doch auch vieles von dem, was wir uns dummerweise angewöhnt haben als Faschismus zu bezeichnen. Was ist denn das? Eine Summierung von Antisemitismus, Antikommunismus, Antisozialismus, Antiliberalismus und (nach 1918 demokratisch drapiertem) deutschnationalem Antidemokratismus. Nichts davon war neu. Alles zusammen war von den Agitatoren der Nazi-Bewegung zu einem die Massen berauschenden Seelenbräu hochgekocht worden, als die Steigbügelhalter von 1933 sich entschlossen, eine gerade schon jenseits ihres Zenits angelangte historische Chance zu ergreifen, um auch die trotz der Löschung der Novemberrevolution von 1918 in die Reichsverfassung von Weimar aufgenommenen demokratischen Institute und Institutionen auszumerzen. Die heutigen Nachfahren der Steigbügelhalter von 1933 sind aber keine Flicks oder Röchlings, die eine systemfeindliche Massenbewegung finanzieren. Sie benötigen nur soviel Rechtsextremismus wie erforderlich ist, um für sich selbst die Optik der »Mitte« zu erhalten und für die Vollbeschäftigung der lärmenden Neo-»Antifaschisten« zu sorgen, die so daran gehindert werden, sich mit den Demokratiedefiziten des Systems und selbstkritisch mit der Frage nach der möglicherweise vordemokratischen Imprägnierung ihres eigenen Bewußtseins zu befassen.

konkret: Eine letzte Frage: Der Betrieb des als vergrößerte Bundesrepublik auftretenden vereinten Deutschlands läuft, das Grundgesetz mag noch gelten oder nicht, offenbar unerschüttert in den alten Bahnen weiter. Sind da nicht doch die Rezeptionsbedingungen für eine Umgründung in eine für Alternativen und Reformen offene demokratische Normalität erheblich schlechter geworden?

Ridder: Ich glaube nicht. Denn nicht nur am Grunde der Moldau wandern die Steine. Schon hingewiesen hatte ich darauf, daß sozusagen rückwirkend der frontstaatlich-streitbare Ausbau der Realverfassung einzustürzen beginnt. Er hat seine Feinde verloren. Doch statt sich darauf einzustellen und vernünftigerweise aus dem Einstürzen einen coram et cum publico durchdachten Rückbau zu machen, sind die reaktionären Kräfte der alt-neuen BRD, die den bisherigen Entwicklungstrend der BRD-Realverfassung auch durch ihren vermeintlichen Sieg über die DDR bestätigt und gestärkt sehen, auch noch töricht genug, diesen »Sieg« bis zur Neige auszukosten, nicht nur durch juridifizierte (»rechtsstaatliche«) Rache- und Vergeltungsakte an Repräsentanten des Regimes der untergegangenen DDR, sondern auch durch Vindikationen, die der zum Ersatzfeind werdenden großen Mehrzahl der vormaligen DDR-Bürger an den Lebensnerv gehen; Verständigung war nie ihre Losung für die Herstellung der staatlichen deutschen Einheit gewesen, deswegen mußte ja auch der »Runde Tisch« schleunigst in die Rumpelkammer. Verbiestert von den schon ausgelösten und den noch zu erwartenden Reaktionen undankbarer, zu einem erheblichen Teil auch undankbar und mißtrauisch wählender Ossis und von der nicht gerade erheiternden Perspektive, schließlich doch das Hauptstadtgeschäft aus der vertrauten Stallwärme von Bonn in die Mitte eines Feindeslands nicht leicht zu analysierender neuer Qualität verlagern zu müssen, veranstalten die Systemträger der alt-neuen BRD nunmehr eine »Verfassungsreform« von auffallend bescheidenem Volumen. Es wird vielleicht ein paar

Anpassungen des Grundgesetzes an den aktuellen Regierungsbedarf, und es wird wohl ein paar kostenneutrale populistische Schnörkel (»Staatszielbestimmungen«, die wieder vom Bundesverfassungsgericht ad hoc zu »konkretisieren« sind) geben. Keine »Totalrevision« des Grundgesetzes (wie seinerzeit eine Forderung des CDU-Abgeordneten Dr. Dichgans, der damit allerdings die ganze Ernte des CDU-Staats auf der Ebene des formellen Verfassungsrechts festzurren wollte und doch nur eine Verfassungsenquete heraufbeschwören konnte, die fürs Archiv zu arbeiten hatte). Das nicht eingestanden Wichtigste an dem jetzigen Spektakel ist, daß es überhaupt stattfindet. Es soll, ohne indes, weil es auch »von oben« kommt, zu können, was es soll, dem durch den Einigungsvertrag dem »vereinten« Deutschland aufoktroyierten Grundgesetz demokratische Legitimation nachschaffen und den nicht erkannten, aber weithin gespürten Octroi noch besser gegen seine Entdeckung sichern.

Fazit: Der Betrieb läuft zwar weiter, aber von »unerschüttert« kann meines Erachtens nicht die Rede sein. Die Erschütterung schafft Veränderungspotential, das aktualisiert werden kann, wenn Demokraten sich nicht mit dem Innehaben einer Gesinnung begnügen, sondern sich auch genauer dessen vergewissern, was mit und seit der sogenannten Wende in der DDR in ganz Deutschland wirklich geschehen ist. Dann verfängt auch der für manche Intellektuelle so attraktive postmodernistische Klimbim nicht mehr, der Systeme zu anonymen Subjekten macht und die politische Aktion aus dem Blickfeld nimmt.

Die Fragen stellte Georg Fülberth

Konkret 11/94, S. 44

Kunst & Gewerbe

MacLoser

Ein besonders glückliches Händchen bei der Auswahl der Testimonials für die Kampagne zur Einführung der neuen Apple-Computerserie Power Macintosh bewies die Werbeagentur BBDO Hamburg. Nachdem sie den lustigen Reigen mit einem weiteren Idyll aus dem Gertrud-Abel-Höhlerschen Familienleben eröffnet hatte, legte sie die inzwischen über alle Kanäle nervende Managerin des Fußballvereins Wattenscheid 09 nach und präsentierte nun den neuesten Zeugen für die »Zukunfts-Plattform« Power Macintosh: Michail Gorbatschow.

Ja, *der* Michail Sergejewitsch Gorbatschow. Der von sich, vorm Mac posierend, sagt: »Man ist entweder Teil der Lösung oder Teil des Problems. Ich habe mich für ersteres entschieden.« Eine Auskunft, die nun allerdings all denen Gewißheit gibt, die seit dem Zusammenbruch der sozialistischen Staaten jenen wüsten Verschwörungstheorien anhängen, die Georg Fülberth alle nicht überzeugen wollen.

Es gebe, so der Werbetext, »nicht viele Menschen auf dieser«, dieser!, »Welt, die das 20. Jahrhundert so positiv beeinflußt haben« wie Gorbatschow. Und was macht der, statt sich in unendlichen Weiten und fremden Welten nach geeigneten Sparringspartnern umzusehen oder sich wenigstens im Ruhm zu sonnen? »Statt sich im Ruhm zu sonnen, ist der Präsident der Umweltorganisation Green Cross so engagiert wie eh und je.«

Arme Natur.

Right on Steve!

Stephen King hat sich den Rüffel aus KONKRET 2/93 endlich zu Herzen genommen. *Insomnia*, der neue 659-Seiten-Quatsch, ist endlich wieder voll Boing. Handelt von einem krachalten, herzverwirrten, von übersinnlichen Deppen auserwählten Rentner, der in Derry (derselben Stadt, in der auch das unvergessene *It* an zerbrochenen Kinderknochen saugte) zwischen das Böse und das nicht ganz so Böse gerät, sich gegen Schlaflosigkeit, prügelnde Ehemänner, religiösen Wahnsinn und Schlock, den wirbelnden Wuschel aus dem Schattenreich (oder so ähnlich), verteidigen muß und dabei langsam Zweifel kriegt, ob er senil ist. Ist er nicht. Genausowenig wie King, auch wenn dessen meisterhafte Prosa wieder von allen, die ich gefragt habe, nicht kapiert wird. Aber die haben auch bloß die von J. Körber aus dem Englischen ins Körbersche übersetzte Ausgabe gelesen. Ich empfehle die britische Hardcover-Ausgabe bei Hodder & Stoughton zu 15,99 Pfund, auch wegen des schönen Umschlags.

Dietmar Dath

Bayerischblöd

Der Franz Xaver Kroetz, der mal als kommunistischer Volksdichter die Entmenschlichung des bavarischen Landproletariats auf die Bühne brachte, wobei schon damals leise Zweifel aufkamen, ob seine aufs Kreatürliche abzielenden Inszenierungen nicht doch nur einer tief verwurzelten Faszination für Blut und Boden entsprangen, hat seine Verständnisvölle dem Zeitgeist entsprechend von dem seine Frau tretenden Landarbeiter auf den den Ausländer tottretenden Neonazi ausgeweitet. Gegenüber »Theater heute« macht der Bauernbohemien, der, weil er niemanden hatte, den er lieben konnte, relativ jung zu DKP gegangen war, aus seinem Herzen keine Mördergrube:

Ich habe viel Verständnis dafür, daß Menschen in unserer Gesellschaft immer teilfaschistisch waren und bleiben werden... Mir ist klar geworden, daß man diese Art von Wiedervereinigung nicht ohne weiter wachsenden, höher sich entzündenden Neofaschismus bekommen kann... Diese Haltung, daß diese jungen Neonazis nur Verbrecher sind, diese Haltung könnte ich nie einnehmen, da müßte ich einen Teil meines von mir warm geliebten Bayern aufgeben... Diese jungen Menschen, die sagen, bevor ich ein Nichts bin, bin ich lieber ein gefürchteter Nazi, haben auch als Täter mein Verständnis, daß die Opfer meine Sympathie haben, ist sowieso klar.

Was ihn besonders ärgere, sei,

daß der Staat so tut, als seien das nicht seine Kinder, als seien das nicht selbstverständlich in seinem Garten wachsende, von ihm gepflegte, gegossene Pflänzchen.

Wem das Hirn weich ist, dem quillt das Maul über. (Alte bayerische Volksweisheit)

Amiblöd

Der in Amerika grassierende Schwachsinn, vom untauglichen Objekt zivilisierte Umgangsformen einzuklagen, welcher es den Uthmanns und Greiners dieser Welt so leicht macht, *political correctness* in Bausch und Bogen zu denunzieren, hat ein neues Glanzlicht gesetzt. Im Bundestaat Mississippi verklagte ein gewisser Joel Ford die University of Oxford auf 45 Millionen Dollar Schmerzensgeld, falls die Universität seiner Forderung nicht nachkomme, die Bibel von allen diskriminierenden Passagen über Schwarze und Schwule zu reinigen. Die Bibel beruhe auf Hörensagen und könne keinesfalls den Rang historischer Authenzität beanspruchen. Soweit, so nicht mehr verwunderlich, aber was ist mit den Passagen der Bibel, in denen Frauen und Behinderte diskriminiert werden? Sollen die drin bleiben dürfen?

Tanz den H.-H. Tiedje

»Tango« ist da. Wer, etwa beim »Stern«, geglaubt hatte, die mit extremem Medienrummel angekündigte Neukonzeption des Hauses Gruner + Jahr unter Führung des »Bild«- und Gottschalk-erfahrenen Hans-Hermann Tiedje würde ein irgendwie hippes, neue journalistische und ästhetische Standards setzendes Infotainment-Produkt, und wer deshalb in nackter Existenzangst um seinen Arbeitsplatz gebangt hatte, darf aufatmen.

Oder auch nicht. Denn »Tango« ist Deutschland. Zwar unterschreitet das Mittsechziger-Fernsehzeitschriften-Layout, der von keiner Grammatik mehr kontrollierte Satzbau und die eher altbacken daherkommende Themenauswahl so ziemlich alles, was sich derzeit auf dem hart umkämpften Wochenzeitungsmarkt tummelt, doch Vorsicht: Die als »illustriertes Kompetenzmedium« angepriesene »Info-Illustrierte« trifft genau den Geisteszustand einer Bevölkerung, die sich nichts sehnlicher wünscht, als in stumpfer Affirmation des schönen Scheins in die neue deutsche Weltordnung hinüberzugleiten.

Hannelore Kohl verzeiht Raissa Gorbatschow, daß sie vor den Russen fliehen mußte, das deutschnationale Schrebergärtner-Erbe der SED wird in Form von Schalck-Golodkowski und Gregor Gysi gepflegt, während uns die Russenmafia mit Heroinzigaretten überschwemmt. Zwei Deutsche können, ohne ein Instrument zu beherrschen, 20 Millionen Platten verkaufen, während Armani, der korrupte Itaker, gesteht, Beamte bestochen zu haben. So wünscht man sich die Welt in Cottbus, Coburg und Castrop-Rauxel und bald auch in Salzburg und Graz. Geh in die Knie, beweg deine Hüften und tanz den H.-H. Tiedje.

Bekömmlich

Während die einen dem Ausgang einer höchst überflüssigen Bundestagswahl harrten, wurde in Hamburg eine Austellung eröffnet, die zusammenzufassen versucht, wie Künstler auf die politischen Veränderungen der letzten Jahre reagieren. Zwar malt der Katalogtext mal wieder die Apokalypse an die Wand und mancher Künstler wartet mit Antworten auf, die sich bereits in der Vergangenheit als unzureichend erwiesen haben, aber immerhin belegen die Arbeiten von *endart*, Judith Heinsohn, Jeff Turek und Moritz Götze, daß es eine politisch gemachte Kunst jenseits von konzeptuellem Akademismus und postsozialistischem Realismus geben kann. Als Bestandsaufnahme dessen, was aus den 70ern und 80ern übriggeblieben ist, durchaus bekömmlich.

bekömmlich – Kunst ist Kommentar. Kuratiert von Claus Mewes. Bis zum 20. 11. 1994 im Kunsthaus, Klosterwall 15, 20095 Hamburg. Di.-So. 11 – 18 Uhr, Do. 11 – 21 Uhr.

Schön ist die Heimat So man sie hat Schön auch der Hering Besonders der Brat-

Wiglaf Droste

Konkret 11/94, S. 46

Frank Müllers

Serious Entertainment

Er gilt hierzulande vor allem als Autor eines Romans, der erst durch seine Verfilmung bekannt geworden ist. Dabei hat der am 25. November 1993 verstorbene englische Schriftsteller Anthony Burgess ein sowohl erfreulich unfeierliches als auch umfangreiches Werk hinterlassen

»Gute Literatur ist in erster Linie dadurch nützlich, daß sie den Menschen hindert, nur ›modern‹ zu sein.«
G.K. Chesterton

»Das waren großartige Zeiten für Jugendliche, die nach Sex in Büchern suchten, und sie werden in unserem permissiven Zeitalter niemals wiederkommen.«
A. Burgess

Trotz aller Anerkennung hat Burgess stets der Verdacht begleitet, ein zwar literarisch virtuoser, aber zugleich unernster Autor zu sein. Allein der Umfang seines Lebenswerks schien für seine Unseriosität zu sprechen: 32 Romane hat er veröffentlicht (seine Arbeiten als Komponist, Essayist, Drehbuchautor, Verfasser zahlreicher Hörspiele, Schriftsteller-Monographien und literaturwissenschaftlicher Arbeiten nicht gerechnet). Irgendwann muß die allgemeine Ablehnung dann in Anerkennung umgeschlagen sein. Dienlich war Burgess dabei sicherlich die Legende, die fast jeder Klappentext seiner Bücher kolportiert: daß ihm ein Gehirntumor attestiert worden sei, der ihm nur noch ein Jahr lassen würde, und daß er in dieser Zeit fünf Romane geschrieben habe. Damit verkörperte Burgess den exotischen Typus eines Schriftstellers, der die kaltblütige Professionalität eines disziplinierten Handwerkers mit der romantischen Aura eines Dichters zu verbinden weiß, der um sein Leben schreibt. Seit Anfang der 70er galt Burgess als ein Autor, dem es wie nur wenigen gelungen war, hohen Standard mit hoher Produktivität zu verbinden.

Die Uhrwerk Orange machte es möglich, ihn als einen Autor zu rezipieren, dessen Schaffen einem übergeordneten Interesse diente: Seine Bücher schienen nicht ›bloß‹ Literatur. Für Burgess war der Roman zu vielem gut, auch dazu, gesellschaftliche Tendenzen der Gegenwart zu einer sinnfälligen Erfahrung zu verdichten. *Die Uhrwerk Orange* ist gleichwohl mehr als ein Zeitmahnstück. Burgess ging es nicht nur darum, vor Umerziehungsmaßnahmen zu warnen, die tatsächlich in Reaktion auf die Ausbrüche jugendlicher Gewalt und die Überfüllung der Gefängnisse Anfang der 60er Jahre in England diskutiert wurden, sondern auch, eine Geisteshaltung zu attackieren, die Gewalttäter für ›krank‹ hält – eine Diagnose, die den Gedanken, sie gehörten ›behandelt‹, erst nahelegt. Burgess unterzog seinerseits den sich gesund wähnenden Leser einer Behandlung, und die war ästhetischer Natur: Er schuf einen zur Identifikation einladenden Helden, dessen Brutalität und Liebe zur Gewalt sich durch Vernunft nicht einholen ließen, beraubte damit den Leser seiner Distanz und bescherte ihm die kostbare ästhetische Erfahrung, das seltsame und unerklärliche Vergnügen eines jugendlichen Straftäters, der, gemeinsam mit anderen, einen harmlosen Stadtbibliotheksbesucher zusammenschlägt, aus ebenso seltsamen und unerklärlichen Gründen zu teilen; eine Kostbarkeit, die, um des Lesers irritierende Erfahrung mit der Vernunft zu versöhnen, entwertet wird: Um zu erklären, woher denn das Böse in Alex stamme, zog man ausgerechnet jene Milieutheorien zu Rate, die Burgess seinen Helden am Küchentisch hämisch kommentieren läßt (»Sie fragen ja auch nicht, was denn die Ursache des ›Guten‹ ist – warum denn nur bei der anderen Firma?«). Es liegt aber in der teuflischen Strategie dieses Romans, daß alle Versuche, Alex' Bosheit zu erklären, auf denjenigen selbst zurückschlagen, der sich vom Wortwitz, der Originalität oder dem Charme des Helden seine Abscheu vor Totschlag und Vergewaltigung eine Zeitlang hatte nehmen lassen. So sich als moralisch durchaus disponibel zu erkennen, macht es nicht einfach, diesen Roman als Kunstwerk einzustufen. Man ist ja schließlich nicht pervers.

Im Sommer letzten Jahres ereignete sich hierzulande die Merkwürdigkeit einer Gewaltdebatte, die sich wie eine Farce auf den Streit um *Uhrwerk Orange* ausnahm. Ausgelöst wurde sie durch eine Äußerung Burgess', die den Eindruck erweckte, der Autor von *Die Uhrwerk Orange* habe sich von seinem Werk distanziert und für Zensur ausgesprochen, da »Kunst tatsächlich zu Gewalt anregen« könne. Daraufhin attestierte die »Titanic« Burgess a) Senilität, b) eine »mittelmäßige Schreibe« und c) Neid auf den vermeintlich besseren Film Kubricks. Im Augustheft der Stadtzeitung »Prinz« erschien ein »Playdoyer für den modernen Horrorfilm«, in dem der Autor, Helmut Krausser, in einer Art Selbstversuch den Verdacht zu widerlegen suchte, Horrorfilme könnten schädlich sein, mit dem Resultat, daß sie nicht nur nicht schädlich, sondern – als »Anderthalbstundentherapien« – sogar nützlich seien. Auch hier tauchte der Name des englischen Romanciers auf. Gerade selbst im Clinch mit dem übermächtigen Zensor, geriet Krausser ein singulärer Sachverhalt pluralisch: Gleich mehrere »vergreiste Geister« könnten nicht »verknusen«, daß aus »ihren mittelmäßigen literarischen Vorlagen große Filme (›Clockwork Orange‹) entstanden sind«.

Fast schien es so, als hätte Burgess am Ende seines Lebens tatsächlich die Seiten gewechselt. Die Reaktionen auf seine Äußerung zeigen aber, daß er nie auf der richtigen Seite gestanden hat. Gegner wie Befürworter der Zensur eint der Wunsch, daß der Konsum von Kunst ohne jede der Gesellschaft abträglichen Nebenwirkungen erfolgen möge. Was einzig

sie trennt, ist, daß die einen für möglich halten, was die anderen als eine Absurdität von sich weisen. Auch dort, wo Burgess sich vehement gegen jede Zensur aussprach, hat für den Katholiken nie außer Zweifel gestanden, daß die Bereitschaft zur Gewalt nicht erst durch gesellschaftliche Vorgaben dem Menschen eingeimpft oder antrainiert werden müsse, sondern einen Aspekt seines Lebens darstelle, der auch durch Kunst nicht kompensiert werden kann. Damals wie heute aber ist die Gewaltdebatte extrem behavioristisch: Sie geht von der Annahme aus, daß ein Input von gewaltdarstellenden Bildern entweder ein Output an zunehmender Gewaltbereitschaft oder – ganz im Gegenteil – an besonderer Friedfertigkeit bewirke. Was Burgess an der Zensurdebatte daher stets verabscheute, ist der damals wie heute allzu durchschaubare Versuch, Zensur als Instrument zu benutzen, den Menschen zu einem friedfertigen, gesellschaftlich nützlichen oder sozial kostengünstigen Wesen umzuformen; sozusagen Kunstgenuß als eine Art von sanfter ›Ludovico‹-Methode.

Gerade weil Burgess nicht verdächtig ist, gemeinnützige Interessen zu verfolgen, ist sein Vorschlag, Filme zu zensieren, besonders skurril, denn die Absurdität jeglicher Zensurmaßnahme besteht ja darin, daß niemand zu sagen weiß, welche Sequenz welchen Werkes Leib und Seele denn gefährden könnte. Niemand hat das besser gewußt als der Schöpfer eines Gewalttäters, der seine Inspirationen zu »Tollshoks« aus Werken gewinnt, die kein Jugendschützer der Welt als gewaltstiftend auf den Index setzen würde: Bachs Fugen und die Symphonien des »großen Ludwig van«. Vermutlich war es Burgess einfach leid, als gewaltverliebter Mensch zu gelten, ebenso wie er es leid war, als Autor eines Kultromans angesehen zu werden, weswegen er sich nicht scheute, mitunter auch die Argumente seiner Gegner zu gebrauchen, um seinen Roman herabzusetzen (dieser sei nur wegen des Geldes und in drei Wochen hingeworfen – für die gewöhnliche Vorstellung von künstlerischer Integrität ein gleich doppelter Mißgriff).

Aber natürlich sind all diese Äußerungen nicht bloß Publicity-Gags. Das Interessante an Zensurdebatten ist ihre unausgesprochene Annahme, daß die Gewalttat (wahlweise: die seelische Verwahrlosung) nur den Extremfall der Möglichkeit darstellt, daß Kunst überhaupt zu irgendetwas anstiften könne. Jegliche Verteidigung gegen die Zensur ist bemüht, das Idealbild eines Konsumenten zu entwerfen, der standfest genug ist, der subversiven Kraft eines Kunstwerkes zu widerstehen. Deshalb steht sein Verteidiger immer im Verdacht, ihm mit dem Attest seiner Harmlosigkeit auch jeglichen Sinn abzusprechen. Dabei gehörte in der langen Tradition von Zensurdebatten die Behauptung von Mündigkeit und moralischer Standfestigkeit der Rezipienten stets bloß zum taktischen Kalkül – nichts begehrte der Zuschauer/Leser schließlich mehr, als in den Genuß dessen zu kommen, was der Ankläger ihm in drohenden Worten versprach: unter der Hand eines geschickten Autors / einer geschickten Autorin verdorben zu werden. Burgess' Feststellung, »daß Kunst tatsächlich zu Gewalttaten anregen« könne, ist Ausweis der Überzeugung, daß die Wirkung von Kunst unkalkulierbar und die Wirklichkeit etwas höchst Ungesichertes sei. Diese Feststellung scheint etwas überraschend Beleidigendes zu enthalten. In dem satirischen Verweis, nicht mehr ganz richtig im Kopf zu sein, teilt sich dagegen nur noch die stolze Gewißheit einer medial hart erprobten Generation mit, sich auch durch härtesten Stoff das eigene Immunsystem nicht ruinieren zu lassen.

Burgess, der seine Werk als zusammenhängende »riesenhafte literarische Äußerung« verstanden wissen wollte, die man in toto entweder ablehnen oder akzeptieren solle, hielt *Uhrwerk Orange* eh nur für das letzte Kapitel seines Riesenromans. (Es ist im Frühjahr letzten Jahres in die Burgess-Reihe bei Klett-Cotta aufgenommen worden und ermöglicht in der Übersetzung von Wolfgang Krege eine völlig neue Lektüre.) Die übrigen ›Kapitel‹ dieses Riesenromans dienen einer Verführung ohne Zweck, womit der wesentliche Unterschied zu *Uhrwerk Orange* benannt ist (und gerade wegen seiner didaktischen Tendenzen mochte Burgess seinen Roman schon nicht, als er ihn wegen seiner Botschaft noch verteidigte).

Alle meine Romane«, erklärte Burgess in einer seiner zahlreichen programmatischen Aussagen, »gehorchen einer bestimmten Absicht: serious entertainment, ohne moralische Absicht, ohne Feierlichkeit – ich möchte gefallen.« Betrachtet man sich das Repertoire der auf deutsch vorliegenden Auswahl – das von einem Roman so epischer Qualitäten wie *Der Fürst der Phantome* bis hin zum süffigen Agentenroman *Tremor* reicht – , so mutet es sonderbar an, daß Burgess, trotz des Welterfolgs eines seiner Romane und trotz der grassierenden Vorliebe für angelsächsische Literatur, nicht längst schon, ähnlich Julian Barnes, zu einem Shootingstar der deutschen Literaturszene aufgestiegen ist. Klett-Cotta muß mehr wissen als ich, denn der Verlag läßt seinen Werbetexter den Geist des Serious entertainment für ein deutsches Lesebewußtsein so übersetzen: »Er (Burgess) hat viele Bewunderer, aber nur skeptische. Jedes Buch verführt und verärgert von neuem.« Verwunderlicherweise tut aber auch die angelsächsische Kritik sich schwer, das immer wieder bekundete Gefallen an Burgess' Romanen mit dem stets hochgehaltenen Maßstab anspruchsvoller Literatur in Einklang zu bringen. Keiner hat seine Skepsis besser zu Papier gebracht, als jener Kritiker der »New York Times«, der sich von dem Roman *Erlöse uns Lynx* zu der unsterblichen Formulierung inspirieren ließ, Burgess nehme »das Wesen der Literatur« nicht ernst genug. In gewisser Hinsicht hat der Mann vollkommen Recht.

Mit welchen Vorstellungen man auch immer das Wesen der Literatur verbindet: In Burgess' Romanen geraten die Ideale des Schönen, Wahren und Guten in ein Fegefeuer der Relativität. Die hehren Vorsätze, die Alex in Horrorshows ummünzt, werden von den typischen Burgess-Helden in die Wirklichkeit getragen, wo sie triumphalen Schaden erleiden. Die typischen Burgess-Helden könnten die Erhabenheit des Tonfalls eines Nadsat-Jargons nie durchhalten: Sofort wäre jemand

zur Stelle, der sie mit wüsten Schimpfworten der Sentimentalität und Heuchelei bezichtigte. Der typische Burgess-Held, ob der Drehbuchschreiber Beard, der in Rom das Denkmal des pornographischen Barock-Dichters Belli umkreist (*Rom in Regen*), ob Enderby, der Schöpfer antiquierter und sinnverschlossener Gedichte (Titelheld einer Trilogie, der Burgess ihres Erfolges wegen einen weiteren Band anhängte), oder Toomey, der Ich-Erzähler und Schriftsteller aus *Der Fürst der Phantome* – heroisch stolpern sie in einer Wirklichkeit herum, in der Hollywood-Produzenten wie Ed Schaumwein das Sagen haben, die von ihnen fordern, aus der Artus-Sage eine lebensnahe Story zu schmieden. Und so schreiben sie eben lebensnahe Stories.

Fast kann man in Burgess' Romanen ein sarkastisch gewendetes Prinzip des Bildungsromans erkennen: Er setzt seine lebensfernen Helden dem Einfluß von allerlei Kulturgütern aus, nur daß zu diesen Kulturgütern eben auch Hollywood-Filme, TV-Talkshows und Pop-Musik gehören und die personale Umwelt, mit der die Helden sich ins Einvernehmen zu setzen haben, sich – wie in *Der Doktor ist defekt* – aus dem Londoner Kleinkriminellenmilieu rekrutieren.

Die geistige Entrücktheit seiner Helden gab Burgess die Gelegenheit, seine Romane mit Heerscharen von Komparsen des modernen Alltagslebens zu bevölkern, die ein Schriftsteller geringeren Vermögens sich kaum hätte leisten können. In der Konfrontation mit ihnen erleiden seine wortverliebten Helden eine Niederlage nach der anderen: Enderby wird von Studentinnen seines Creativ-Writing-Seminars mit der Parole Jesus-ist-weiblich überfallen; vor seinem einstigen Liebhaber Val, einem Apologeten des auf Reinheit bedachten Künstlerideals, muß Toomey sich bloßstellen lassen. Es ist gerade ihre Passivität, der Wille, sich auch korrumpieren zu lassen, der diese Helden zu Zeugen von zweierlei Welten macht: der Welt der Ideale, und der Welt des banalen, gewöhnlichen Lebens.

Auch Burgess' ›lebenswarme Stories‹ aber speisen sich aus alten Stoffen und Traditionen. Wenn der Autor etwa der Apostelgeschichte *Das Reich der Verderbnis* (verfaßt als Vorarbeit zum Drehbuch der dann verhunzten Fernsehserie ›Anno Domini‹) einen ungläubigen Erzähler voranstellte, dann handelte er als moderner Autor, der das moderne Alltagsbewußtsein um eine verloren geglaubte Tradition bereichert. Zugleich liegt dem ein sehr altmodisches Verfahren zugrunde: das der Verfasser von Heiligenlegenden, die kanonische Texte aus der Starre kirchlicher Dogmatik und lateinischer Grammatik befreiten und in das lebendige, aktuelle, oft vulgäre Sprachbewußtsein hinein belebten. Der Umstand, daß Burgess Katholik war – und in fast jedem Roman theologische Debatten stattfinden – , hat oft dazu verleitet, darin eine Botschaft zu sehen (aber nur um festzustellen, daß die ›Botschaft‹ rasch an Substanz verliert, weil sie in komischer und irrealisierender Form präsentiert wird). Dennoch hat sich auch Burgess' Weltbild erst mit den irdischen Mächten (*Earthly Powers* lautet der Originaltitel von *Der Fürst der Phantome*) verbinden müssen, um Witz zu bekommen.

Aber natürlich koalierte der Romanschriftsteller mit dem Katholiken noch auf eine ganz andere Weise: Burgess hatte als englischer Katholik im Norden der Insel Geborener gesellschaftliche Diskriminierungen zur Genüge erfahren, die Eingang in seine Romane finden konnten: In seinen Schilderungen wirkt das moderne England noch unfreier als das von 1948, das Orwell zum »Luftstützpunkt Eins« in seinem Roman *1984* hochgerechnet hat. Aber selbst einem Feuilletonredakteur, der fest an die Wirklichkeit gesellschaftlicher Übelstände glaubt und den Romanschriftsteller mit ihrer Entlarvung zu beauftragen wünscht, ließen sich Burgess' Romane als ›kritische Literatur‹ kaum andienen. Denn einem Katholiken ist die Wirklichkeit eh unvollkommen, und es ist daher eitel, ihr dies vorwerfen zu wollen. Burgess hat sich zu eindeutiger Kritik stets erst dann veranlaßt gesehen, wenn er Bestrebungen entdeckte, menschliche Unvollkommen- und Verkommenheiten abzuschaffen (mit dem zum Bösen unfähigen Alex zeichnete Burgess eine Karikatur auf den vollkommen guten Menschen: denaturiert, wehrlos und schrecklich bemitleidenswert). Im Fegefeuer der Burgess'schen Relativität relativiert sich noch in der schwärzesten Darstellung der Wirklichkeit auch die Kritik an ihr.

Der wichtigste Grund aber, warum Burgess' Romane aufklärerischen Zwecken nicht dienstbar gemacht werden können, ist, daß Burgess an einer wahrheitsgetreuen Abbildung der Wirklichkeit nie interessiert war. Er hat sie sich selbst erfunden und stets den Einfall über die Tatsache gesetzt. Das führte gleichwohl zu einem Realismus der besonderen Art: Der Roman war Burgess der Raum, in dem alles, was die Helden auch fürchten oder wünschen mögen, Wirklichkeit werden sollte. Niemals ließ Burgess außer Zweifel, daß er, der auktoriale Erzähler, die Verfügungsgewalt besaß. Er rehabilitierte den Plot neu, den Joyce als bloß journalistisch verworfen hatte. Wie Joyce die Bewohner Dublins in einem Netz aus Worten gefangen hielt, so hielt Burgess seine Helden in einem Netz von Geschehnissen gefangen. Der Effekt ist enorm und literarisch ausgesprochen konstruktiv: Burgess befreite den Realismus von der Kategorie des Wahrscheinlichen ebenso wie die Joyceschen Sprachexperimente aus dem Tempel Freud'scher Analyse. Graham Greene, der berühmtere Kollege und einstige Favorit Burgess', hatte noch versucht, den Katholizismus mit der Alltagspsychologie zu versöhnen, weswegen in seinen Büchern der Plot noch in den Grenzen des Wahrscheinlichen bleibt. In den Burgess-Romanen aber gibt es kein Innen und kein Außen, denn auch diese Trennung erscheint als ein Werk der Vernunft: Ob die Vergewaltigung eines Mannes durch drei Nymphen (*Rom in Regen*) der Phantasie des Helden, der Wunschphantasie des Autors oder der Logik der Handlung geschuldet ist, läßt sich nicht beantworten. Nur in einem seiner frühen Romane (*Der Doktor ist defekt*) hat Burgess noch einen Rückzieher gemacht: Die in ihrer dichten Abfolge unwahrscheinlichen Chapliniaden löst er am Ende des Romans als Komatraum eines frisch Operierten auf. Einen solchen Kniefall vor der Vernunft hat der Autor von *Rom in*

Regen für überflüssig gehalten. Motive, so läßt er den Drehbuchschreiber Beard sagen, sind nichts als Knochen, die man den Hunden der Vernunft hinwirft.

Burgess schuf vollkommen abgeschlossene Romanwelten, denen es zwar an Ironie, geistreichen Bemerkungen und Bonmots nicht mangelt, aber weder Ironie noch Pathos entführen aus der fiktiven Realität. Eben deshalb sind seine Bücher auf erfreuliche Art so wenig das, was man sich hierzulande unter einem geistvollen englischen Roman gemeinhin vorstellt. Es ist das Eigentümliche der Burgess-Rezeption, daß die Unsicherheit seiner Helden, ob die ihnen zugedachte Welt der weisen Vorhersehung eines mit Zettelkästen operierenden Autorengottes oder den launigen Einfällen eines skrupellosen Entertainers entsprungen ist, sich scheinbar auch auf die Kritik übertragen hat – eine Unsicherheit, die sich noch in den Nachrufen mit Verweis auf den Unterhaltungswert der Romane in dem als generös auftretenden Verzicht mitteilte, »bei Leuten wie Burgess die große Kunstfrage zu stellen« (»FAZ«, 27. 11. 93).

Vielleicht ist es so übel nicht, das ins Deutsche kaum übertragbare »Serious entertainment« mit dem schlichten Begriff der Unterhaltungsliteratur zu übersetzen: Immerhin bewahrt dieses Wort vor der Zumutung, Burgess' Romane mit dem versöhnen zu müssen, was man in der Literatur einmal als modern verabredet hat. Wie sehr die Stilmittel der literarischen Moderne mittlerweile zu fahlen Konventionen verblaßt sind, zeigte sich in der Enttäuschung eines Porträtisten (Manfred Beyer, *Der englische Roman der Gegenwart*) darüber, daß mit wenigen Ausnahmen Burgess keine »formalen Neuerungen« geschaffen habe. Etwa: »So bevorzugt Burgess beispielsweise den konventionellen Ich-Roman, während moderne Erzähltechniken wie ›stream of consciouness‹ oder ›innerer Monolog‹ selten Verwendung finden.« Eine formale Neuerung wird da vermißt, die das Licht der Fachwelt erblickte, als der 76jährig verstorbene Autor mal gerade fünf Jahre zählte!

In dem Verzicht auf jede Feierlichkeit, den Burgess sich zum Programm machte, besteht das große literarische Verdienst dieses Schriftstellers. Ähnlich anderen englisch-katholischen Autoren wie Evelyn Waugh, G.K. Chesterton und Somerset Maugham verabscheute er eine Literatur, die sich ihre Weisheit aus Philosophie, Politik oder Wissenschaft stiehlt und sich den bloß irdischen Angelegenheiten entfremdet. Vielleicht hat Burgess seinem Linguisten und Wortfetischisten Edwin Spindrift die Moral des Serious entertainment in den Mund gelegt, als er ihn, der aus dem Komatraum erwachte, sagen ließ: »In letzter Zeit hab ich die Wörter als solche ein bißchen aus den Augen verloren. Dafür hab ich's mit dem Leben zu tun gekriegt.«

Lieferbare Bücher von Anthony Burgess

In der Burgess-Reihe bei Klett-Cotta:

Tremor (Tremor of Intent); Ein-Hand-Klatschen (One Hand Clapping); Der Doktor ist defekt (The Doctor is sick); Der Fürst der Phantome (Earthly Powers); Erlöse uns, Lynx (The End of the World News); Rom in Regen (Beard's Roman Women'); Napoleon-Symphonie (Napoleon Symphony); Der Mann am Klavier (The Pianoplayers); Enderby (Inside Mr. Enderby; Enderby outside); Die Uhrwerk Orange (A Clockwork Orange)

In Planung bei Klett-Cotta:

Honey for the Bears; The Devils Mode

Im Heyne-Verlag:

Das Reich der Verderbnis (The Kingdom of the Wicked); Das Uhrwerk-Testament (The Clockwork Testament); Shakespeare (Shakespeare-Monographie)

Kellner Verlag:

D. H. Lawrence: Ein Leben in Leidenschaft

Für KONKRET 3/88 sprach Frank Müllers mit Robert Gernhardt

Konkret 11/94, S. 54

Klaus Bittermann

Buch des Monats: Revolutionäre Gymnastik

Abel Paz: Durruti. Leben und Tode des spanischen Anarchisten. Edition Nautilus 1994, 734 Seiten, 68 Mark

Während in Spanien der Putsch des Generals Franco eine Revolution auslöste, kam in Deutschland Hitler ganz legal an die Macht. 250.000 bewaffnete und ausgebildete Männer der 3,5 Millionen Mitglieder zählenden Eisernen Front standen nach dem 30. Januar 1933 Gewehr bei Fuß, ohne einen Einsatzbefehl zu erhalten. Die SPD-Führer beschworen die Verfassung noch, als diese bereits demontiert wurde, und den Kommunisten fiel nichts Besseres ein, als die sich bereits in Auflösung befindlichen Sozialdemokraten zu ihrem Hauptfeind zu erklären. Fast unwirklich und phantastisch wirken deshalb die Ereignisse und Akteure, die Abel Paz in seinem 730 Seiten umfassenden und von einem kleinen Anarchoverlag herausgegebenen Wälzer *Durruti. Leben und Tode des spanischen Anarchisten* beschreibt, denn sie zeugen von einer Größe und einer Entschlossenheit, die man im spärlichen deutschen Widerstand gegen den Nationalsozialismus vergeblich suchen wird.

Spanien war das einzige Land, in dem sich der Anarchismus auf eine Massenbewegung stützen konnte, in dem also Bakunin gegen Marx recht behielt. Die plausibelste Erklärung dafür besagt, daß Spanien noch zu Beginn dieses Jahrhunderts ein reines Agrarland mit extremen Klassengegensätzen war: Eine völlig rechtlose Landarbeiterschaft, die während der Erntezeit 12 Stunden am Tag arbeitete und im Winter arbeitslos war, stand einer politischen Klasse aus Großgrundbesitzern gegenüber, die militärische Repression für das einzige Mittel zur Sicherung ihrer Interessen hielt. Unter diesen Bedingungen hatten Sozialreformer keine Chance. Der Klassenhaß entlud sich immer wieder in gleichförmigen Auseinandersetzungen: Kurzen, heftigen und lokal begrenzten Aufständen folgte die blutige Niederschlagung. Anders verhielt es sich in Katalonien, wo sich vor allem in Barcelona zwischen 1870 und 1930 ein riesiges Industrieproletariat herausgebildet hatte. Die Unternehmer reagierten auf Streiks kaum anders als die Großgrundbesitzer, und vor illegalen Methoden schreckten sie nicht zurück. Von den Zehntausenden von Bomben, die vor dem Putsch Francos explodierten, geht ein großer Teil auf ihr Konto.

Die anarchistischen Ideen der direkten Aktion, der Ablehnung des Zentralismus, der lokalen Autonomie und Basisdemokratie waren für die Arbeiter unmittelbar nachvollziehbar und wurden im permanenten Krieg gegen den Fabrikbesitzer angewendet. 1910 wurde die anarchistische Gewerkschaft CNT gegründet, die einzige Gewerkschaft, die den Umsturz der Verhältnisse herbeiführen wollte und deshalb weder Tarifverträge noch Sozialleistungen aushandelte. 1936 hatte die CNT eine Million Mitglieder, aber nur einen bezahlten Funktionär. Selbst in Zeiten, in denen sie ausnahmsweise mal nicht verboten war, stand die Frage der Illegalität stets auf der Tagesordnung. Ohne ihren Charakter als Massenorganisation zu verlieren, konnte sie jedoch nicht einfach in die Klandestinität abtauchen, weshalb sich schon früh aus lokalen und familiären Zusammenhängen und als Antwort auf den Terror der Besitzenden militante Gruppen herausgebildet hatten, die Waffen besorgten, Geld beschafften und inhaftierte Genossen befreiten. Bonaventura Durutti hat einige dieser Gruppen selbst ins Leben gerufen, und so waghalsig ihre Aktionen waren, so abenteuerlich ist auch sein Leben gewesen, das für die spätere Legendenbildung geradezu prädestiniert war.

Schon mit 21 war Durruti in seiner Heimatstadt Léon der Polizei als Streikaktivist, Bombenleger und Deserteur unangenehm aufgefallen. Zentrum der Konfrontation zwischen Arbeitern und Bourgeoisie jedoch war Barcelona. Mit äußerst rabiaten Mitteln versuchten die Unternehmer, die streiklustigen und aufmüpfigen Proletarier unterzukriegen. Sie engagierten sogenannte Pistoleros, die Streikführer, Gewerkschaftsfunktionäre und andere unliebsame Personen zusammenschlugen oder hinrichteten. Als am 13. September 1923 Primo de Riviera nach Absprache mit dem König die Verfassung außer Kraft setzte, mußte Durruti ins Exil nach Frankreich gehen, wo die entkommenen Anarchisten einen Aufstand planten, um ihre inhaftierten Genossinnen und Genossen aus dem Gefängnis von Figueras zu befreien. Die Aktion endete in einem ähnlichen Desaster wie der von der KPD angezettelte Aufstand in Hamburg ein Jahr zuvor.

Im Dezember 1924 schifften sich Ascaso und Durruti nach Amerika ein und hinterließen bei der Polizei in Kuba, Mexiko, Chile und Argentinien keinen guten Eindruck, weil sie als Los Errantes, die Umherirrenden, wie sie sich nannten, Geldbeschaffungsaktionen durchführten, um die Untergrundaktivitäten in Barcelona zu unterstützen. Im Februar 1926 kehrten sie nach Paris zurück, um dort die Entführung des spanischen Königs Alfons XIII. vorzubereiten. Auf den Photos aus dieser Phase des europäischen Exils sieht man Durruti und seine Genossen immer gut gekleidet in Anzug, Mantel, Hut, Krawatte oder Fliege. Die Gentlemen-Verbrecher waren schlau genug, das Vorurteil ihrer Verfolger auszunutzen und in den besten Hotels zu logieren, während der Polizeiapparat die Arbeiterviertel durchkämmte oder die anarchistische Szene bespitzelte. »Das ist die Eigentümlichkeit der Spanier«, schrieb der italienische Anarchist Nino Napolitano, »sie führen sich wie große Herren auf – um nicht zu sagen wie spanische Grandes ... Auch unsere beiden Genossen besaßen dieses Talent und machten davon ausgiebig Gebrauch. Um das Netz der Polizeiagenten zu umgehen, besuchten sie Örtlichkeiten, an denen die oberen Zehntausend der französischen Hauptstadt zusammenkamen. Sie spielten Tennis in einem Club und hatten sich sogar ein Luxusauto gekauft, um während des zeremoniellen Empfangs neben den Karossen der Staatsmänner

nicht aufzufallen. Alles war minuziös organisiert.« Nicht minuziös genug, denn das Komplott wurde aufgedeckt und Ascaso und Durruti am 25. Juni festgenommen. Nach einer großen Kampagne für ihre Freilassung wurden sie ein Jahr später mit der Auflage entlassen, Frankreich innerhalb von 15 Tagen zu verlassen.

Abschiebung, Flucht, Untergrund, Verhaftung, Gefängnis waren die immer wiederkehrenden Stationen auf ihrer Odyssee, die sie 1928 über Berlin nach Belgien führte, wo eine liberale Ausländerpolitik ihnen ermöglichte, sich legal im Land zu bewegen, und eine Periode beendete, die sich mit einem lateinischen Palindrom umschreiben läßt: In girum imus nocte et consumimur igni (Wir irren des Nachts im Kreis umher und werden vom Feuer verzehrt). Im Januar 1930 war die Diktatur Primo de Rivieras am Ende. Die Zeit des »Kämpfers« begann, wie Abel Paz die Phase bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs im Leben Durrutis bezeichnet. Parteien und Gewerkschaften wurden wieder zugelassen, und der kurz nach der Ausrufung der zweiten Republik am 14. April 1931 nach Barcelona zurückgekehrte Durruti stürzte sich in die Reorganisation der CNT, kurbelte Kampagnen für die Freilassung der Inhaftierten an, trat als Volksredner und Agitator auf und gründete mit seinen Freunden die Gruppe »Nosotros«.

Garcia Oliver, eines der bekanntesten Mitglieder der Nosotros-Gruppe, arbeitete einen Aufstandsplan aus. Am 8. Januar 1933 sollten das Polizeipräsidium in der Via Layetana und das Gebäude der Guardia Civil an der Plaza de Palacio (Barcelona) gesprengt werden. Die Sprengkörper wurden in der Kanalisation unterhalb der Gebäude angebracht. Am Vorabend jedoch wurden Oliver und Jover festgenommen und in die Via Layetana gebracht. Sie hatten Glück im Unglück, denn das Polizeipräsidium stürzte nicht ein. Der geplante Aufstand verzettelte sich in vereinzelten Scharmützeln und endete bereits in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages, während der Organisator der »revolutionären Gymnastik« in Haft saß. Nicht immer jedoch waren die Berufsrevolutionäre mit dem Umsturz der Verhältnisse beschäftigt. »La Tierra« berichtete über ein interessantes Detail aus den politischen Wirren in Barcelona: Garcia Oliver hielt in einem Gewerkschaftslokal vor Arbeitern einen Vortrag über die sokratische Philosophie.

Am 16. Februar 1936 löste eine Linkskoalition die Rechtsregierung ab, fünf Monate also bevor General Franco putschte. Die Bilanz dieser fünf Monate beinhaltet u.a.: 160 Kirchenbrandstiftungen, 269 Tote, 1287 Verwundete, 215 Attentate, 113 Generalstreiks, 228 Teilstreiks und 145 Bombenexplosionen. Die revolutionäre Aktion, auf die man in Deutschland vergeblich hoffte, damit der Nationalsozialismus gestoppt würde, war in Spanien permanent im Gange. Niemand dachte daran, die Waffen in den Depots verrosten zu lassen und darauf zu hoffen, daß der Spuk bald ein Ende haben würde. Nicht nur für die Nosotros-Gruppe war klar, daß es nur noch eine Frage der Zeit sei, bis General Franco putschen würde. Es wurden Waffenarsenale angelegt und Verteidigungspläne ausgeheckt. Natürlich war die Bewaffnung lächerlich, die vor allem aus Pistolen und Gewehren bestand, und als die Mitglieder der Nosotros-Gruppe am Tage des Putschs ausrückten, stand ihnen eine alte »Hotchkiss« zu Verfügung, ein Maschinengewehr, das man in Einzelteilen aus der Atarazanas-Kaserne geschmuggelt und auf einem Lastwagen montiert hatte. Um 4.45 Uhr begannen die Fabriksirenen zu heulen, das Zeichen für den Aufstand. Die siegessicheren Militärs wurden vom entschlossenen Widerstand der Arbeiter überrascht, und am 19. Juli 1936 um 15 Uhr war der rechte Putsch in Barcelona bereits zusammengebrochen. »So verwandelte sich das, was als eine Bewegung zur Verteidigung der Republik begonnen hatte, innerhalb weniger Stunden in eine soziale Revolution« (Abel Paz).

»Und dann, als wir um die Ecke in die Ramblas einbogen, kam eine gewaltige Überraschung: Schlagartig breitete sich die Revolution vor unseren Augen aus. Es war überwältigend. Es war, als wären wir auf einem Kontinent gelandet, der sich von allem unterschied, was ich bisher gesehen hatte«, schrieb Franz Borkenau, dem damals keine Sympathien für die Anarchisten nachgesagt werden konnten, in *The Spanish Cockpit.* Nie fanden diese Tage im Juli, die auf alle Beteiligten einen unauslöschlichen Eindruck hinterließen, in der deutschen Nachkriegslinken die Beachtung, die sie verdient hätten. Nie wurde begriffen, daß dieser kurze Sommer der Anarchie den – sieht man von 1917 ab – einzigen Moment in diesem Jahrhundert bedeutete, der eine Ahnung davon vermittelte, was Freiheit tatsächlich heißen könnte, die ansonsten nur als pathetische Floskel und in Nationalhymnen auftaucht. Hätte die Linke auf der Suche nach historischen Vorläufern sich auf die Anarchisten bezogen, statt die KPD nur verschieden zu interpretieren, so hätte sie zumindest Geschmack bewiesen.

Abel Paz hat Durrutis Leben akribisch recherchiert und dokumentiert, er ist sachlich, aber nicht unparteiisch, er zitiert viel und ausführlich und bemüht sich, nicht auf die allzu grob gewebten Heiligenlegenden und den Mythos Durruti hereinzufallen. Herausgekommen ist eine Hommage, eine großangelegte Verteidigungsrede und manchmal sogar eine Hagiographie. Paz das vorzuwerfen, hieße, ihm seine Bewunderung anzukreiden, die Durruti gegenüber durchaus am Platze ist. Vom Attentäter und Bankräuber entwickelte er sich für weit mehr Menschen als nur für die 1,5 Millionen CNT-Mitglieder zur großen Hoffnung, den Vormarsch Francos aufhalten zu können.

Paz hatte jedoch auch andere Gründe, Durruti dieses Denkmal zu setzen, und diese Gründe liegen in seiner eigenen Biographie. Mit fünfzehn Jahren trat er der CNT bei und beteiligte sich ein Jahr später (1936) an den Kämpfen in Barcelona. Er weiß noch aus eigener Erfahrung, welche Bedeutung Durruti hatte. Jeder sprach damals in der Hochburg des Anarchismus von Bonaventura Durruti, Francisco Ascaso, Garcia Oliver, Aurelio Fernandez, Ricardo Sanz und Gregorio Jover, die den Widerstand gegen den Militärputsch entscheidend mitorganisiert hatten. Diese Tage im Juli haben eine ganze

Generation geprägt, von der George Orwell schrieb, daß sie »das Gesicht eines Mannes« hatte, »der einen Mord begehen oder sein Leben für einen Freund wegwerfen würde«.

Als das »schönste Kapitel meines Lebens« bezeichnet Paz mit Understatement diese Erfahrung, die ihn nie mehr losließ. Nach der Flucht vor Francos Truppen schloß er sich 1942 der Guerilla an, wurde im gleichen Jahr verhaftet und saß bis 1953 im Gefängnis. Wieder auf freiem Fuß, emigrierte er nach Paris und arbeitete in einer Druckerei. Erst nach Francos Tod konnte er nach Barcelona zurückkehren. 1962 begann er mit den Nachforschungen für die große Biographie, sammelte Zeugnisse, stöberte in Zeitungsarchiven und Bibliotheken und befragte die noch lebenden Mitstreiter Durrutis, die über die ganze Welt verstreut lebten.

Paz begreift sich nicht als Historiker, sondern als Erzähler. Der distanzierte Blick auf das Objekt seiner Biographie ist ihm fremd. Er steht auf der Seite seiner Helden, denen er sich ideologisch wie praktisch verpflichtet fühlt. Als seine Aufgabe betrachtet er es, deren Werk fortzuführen. In der Praxis endete der Versuch in den Gefängnissen Francos. Die Zeit einer Guerilla, die ihre Genossen noch aus dem Knast befreien konnte, war vorbei, und es gab auch die anarchistische Bewegung nicht mehr, die eine erfolgreiche Kampagne hätte initiieren können. Analyse war nicht die Stärke des spanischen Anarchismus, und in der Theorie spielte er nie eine Rolle. Es gab nur eine Richtlinie, die soziale Gerechtigkeit, von der die Anarchisten vielleicht eine naive Vorstellung hatten, über die sie jedoch genau Bescheid wußten, weil sie sie selbst praktizierten. Was sie also vermittelten, war weniger eine theoretische Botschaft als vielmehr eine Haltung, und die zahlreichen Bücher von Abel Paz sind von dieser Haltung moralischer Integrität geprägt.

Viele biographische Details galten bisher als nicht gesichert, weil in der Illegalität kein Protokoll geführt wurde. Vermutungen, Gerüchte und Propaganda waren oft die einzigen Quellen; nicht selten tauchten sie in der Geschichtsschreibung als verbürgte Tatsachen auf und erhielten in Standardwerken den Status gesicherter Erkenntnisse. Geduldig zitiert und kommentiert Paz diese Quellen, vergleicht sie mit anderen und konfrontiert sie mit dem historischen Hintergrund. Nur manchmal, wenn die Spannung steigt, fällt er in die Rolle des Historikers unterm Küchentisch, der die Gespräche einer heimlichen Zusammenkunft belauscht, wie die der Nosotros-Gruppe um Durruti am Vorabend des Militärputsches, aber in der Regel trennt er Fiktion und Wahrscheinlichkeit. Wenn er auch der umfangreichen anarchistischen Literatur über den spanischen Bürgerkrieg nichts wesentlich Neues hinzufügen kann, so ist er doch mit Hilfe beteiligter Zeugen und bisher unbekannter Briefe in der Lage, das Leben Duruttis ziemlich genau zu rekonstruieren.

Über das Scheitern der Revolution wurde viel und kontrovers geschrieben, fest steht jedoch, daß es weniger als häufig angenommen aus der Unterstützung Francos durch die deutschen und italienischen Faschisten resultierte. Dazu, daß der Elan der in den Juli-Tagen gegründeten Kolonnen in den Schützengräben vor Saragossa steckenblieb, trug mindestens ebensosehr die sogenannte Unterstützung der Kommunisten bei, die aus der sozialen Revolution einen nationalen Krieg machten, der die Niederlage nur um ein paar Jahre hinauszögerte. Stalin hatte nicht die Absicht, diesen Krieg zu gewinnen und die spanische Republik zu retten, weil er befürchtete, einen Weltkrieg auszulösen. Hingegen diente Spanien als Experimentierfeld für die internationale Solidarität und die GPU. Die Anarchisten standen vor dem unlösbaren Dilemma, erst die faschistische Streitmacht schlagen zu müssen, bevor an Revolution überhaupt zu denken war. Um das zu erreichen, ließen sie sich auf weitreichende Konzessionen ein. Die CNT brach mit ihren Prinzipien und beteiligte sich zum ersten Mal in ihrer Geschichte an einer Regierung. Nie wurden sich die Akteure darüber einig, ob das nicht der Anfang vom Ende der anarchistischen Bewegung war.

Am 19. November 1936 erlag Durruti im belagerten Madrid einer Schußverletzung. Diese protokollarische Notiz enthält alles, was sich über seinen Tod mit Sicherheit sagen läßt. Sofort nach dessen Bekanntwerden zirkulierte eine Unzahl von Gerüchten. Durruti wurde wahlweise von seinen eigenen Leuten umgebracht, von einem geheimnisvollen GPU-Agenten, den Faschisten, und schließlich hatte auch noch der Zufall seine Hände im Spiel. Diese Spekulationen haben Paz veranlaßt, den »Toden« Durrutis ein zusätzliches Kapitel zu widmen. Er überprüft die Zeugenaussagen und Theorien, die Enzensberger im *Kurzen Sommer der Anarchie* unkommentiert zitiert hat, und weist nach, daß die Zufallsversion, derzufolge sich eine Kugel aus Durrutis ungesicherter Waffe gelöst haben soll, reine Fiktion ist.

Ungereimtheiten bleiben jedoch mehr als genug. So widersprechen sich selbst die Aussagen der beiden einzigen anwesenden Zeugen, des Chauffeurs und des Militärberaters von Durruti. Weder konnte der genaue Tatort rekonstruiert noch die Frage beantwortet werden, ob der Schuß aus unmittelbarer Nähe oder größerer Entfernung abgegeben wurde. Ricardo Sanz, der die Nachfolge Durrutis antrat, sollte die Todesumstände untersuchen, aber sein Bericht fügt den Merkwürdigkeiten nur weitere hinzu, weshalb sich bei den radikalen Anarchisten der Verdacht hartnäckig hielt, daß die eine Volksfrontpolitik betreibende Führung der CNT Gründe hatte, über den Tod Durrutis zu schweigen, die sich zu bestätigen schienen, als es im Mai 1937 nach einer Provokation der Kommunisten in Barcelona zu einem Aufstand kam. Während in der Tradition von »Nosotros« eine Gruppe mit dem Namen »Los amigos de Durutti« zur Solidarität mit der später von den Kommunisten liquidierten trotzkistischen Organisation POUM und zur Fortführung der sozialen Revolution aufrief, eilten Garcia Oliver und Frederica Montseny nach Barcelona, um über Rundfunkansprachen die anarchistische Basis zur Niederlegung der Waffen zu überreden. Als Abel Paz die Biographie 1980 Gérard Lebovici zur Veröffentlichung

anbot, einem Pariser Filmproduzenten und Verleger, der anarchistische und situationistische Literatur herausgebracht hat und 1984 ermordet worden ist, lehnte der mit der Begründung ab, Paz würde die wirklichen Umstände des Todes von Durruti verschleiern und die Verantwortung der CNT-Führung leugnen.

Aber diese ideologischen Nachhutgefechte sind heute ohne Bedeutung. Die Anarchisten haben damals eine Schlacht verloren, nicht jedoch ihre Ideale. Enzensberger, dessen Hauptquelle Abel Paz war, hat das in dem Kapitel »Über das Altern der Revolution« sehr schön beschrieben, ließ sich jedoch von einem merkwürdigen Kulturpessimismus leiten, als er schrieb, daß »die alten Männer der Revolution« im Unterschied zu den »kaputten Typen« keine Drogen brauchen. Irgendwo (ich glaube, in einer der Ausgaben von *Unter dem Pflaster liegt der Strand*) antworteten ihm die »kaputten Typen« dann, daß sie auch keine Drogen bräuchten, aber ganz gerne bekifft wären. Eine anscheinend absurde Antwort, die jedoch der verführerischen Melancholie einer verlorenen Zeit ein wenig die Luft rausläßt, einer Melancholie, die solche Bücher immer irgendwie verbreiten, weil sie dazu verführen, wehmütig dem Lauf der Welt nachzugrübeln.

P.S. Wie man die Durruti-Biographie nicht lesen sollte, darüber klärt der Verleger selbst auf. In der Zeitschrift »Beute« (Nr.1) antwortet er auf die nicht besonders kluge Frage, warum er das Buch gerade jetzt herausgebracht habe, ziemlich wirres Zeug: »Wurde nicht erst zum Jahresanfang die heilige Weltordnung von Zapatas Rückkehr in nervöse Verwirrung gestürzt? Die Sendboten proletarischen Schreckens nähren die Zuversicht auf Befreiung. Diese Botschaften des Sturms weisen den Adepten des Marktes die Gren-zen ihres Ewigkeitsanspruchs.« Wer den Schwulst mit dem Buttermesser aufträgt und den sich selbst attestierten »rebellischen Geist ... in diesem Vorhaben wie frischen Tau kondensieren« läßt, dem sollte vielleicht jemand mal sagen, daß große Worte und lyrische Mundmalerei noch kein vernünftiges Argument ergeben.

Klaus Bittermann schrieb in KONKRET 9/94 über das linke Gerede von der Identität

Konkret 11/94, S. 56

Manfred Hermes

Scheiße passiert

Robert Zemeckis' neuer Film »Forrest Gump« arbeitet mit einer Geschichtsphilosophie, die aussieht wie von einem Computer entworfen

Tom Hanks sitzt auf einer Bank und erzählt der Frau, die zufällig neben ihm sitzt, die Geschichte seines Lebens. Wie er als Junge wegen eines Rückgratschadens Beinschienen verpaßt bekam, Rückblende, wie ein junger Mann mit Gitarre eines Tages bei seiner Mutter logierte und aus Gumps spastischen Bewegungen etwas machte, das man kurze Zeit später im Fernsehen als neuen Tanz sehen konnte. Zunächst sind das nur die kleinen Geschichten eines minderbemittelten Jungen, dessen alleinerziehende Mutter ihn nicht nur nach dem Kukluxklan-Gründer benannte, sondern ihn vor allem mit vielen praktischen *Truisms* versorgte, die er eisern beherzigt: Dumm ist nur, wer Dummes tut. Handeln, ohne zu begreifen, so heißt von nun an sein Erfolgsrezept. Gump bewährt sich beim Football, beim Militär, in Vietnam, beim Tischtennis, als Anti-Kriegs-Aktivist, als Krabbenfischer und schließlich als Mitbegründer der Computerfirma Apple. Er ist Zeitzeuge beim Verbot der Rassentrennung an Südstaaten-Unis, trifft Kennedy, Johnson, Nixon, lebt mit Woodstock und Watergate, Carter und Reagan. So werden Gumps Erzählungen schließlich zur Saga der Nachkriegsgeneration.

Was ist dran an dieser Geschichte vom Mann mit Niedrig-IQ, den der »Wind der Geschichte« »wie eine Feder« an wichtige Punkte der US-Geschichte der letzten Jahrzehnte bläst? Naive Helden und eine zum Erfolg verdammte Unbeirrbarkeit mögen US-Kardinaltugenden repräsentieren, aber die dahinter stehende Intellektuellenfeindlichkeit ist ein Produkt der achtziger Jahre. Deshalb ist der Dumme als Filmheld auch nicht unbedingt eine Seltenheit gewesen. Das mag in den Achtzigern angefangen haben mit »Willkommen, Mr. Chance«, aber ganz sicher waren es Filme wie »Arizona Junior«, »Wild at Heart«, »Henry – Portrait of a Serial Killer« und vor kurzem »Hudsucker«, die die Stellung des Dummen in der Popkultur gefestigt haben. Das Splatter-Genre oder die TV-Serie »Eine schrecklich nette Familie« taten mit ihrer Körperbezüglichkeit das ihre. In »Forrest Gump« wird der Körper zum Laufen gebracht. Sandkastenfreundin Jenny gibt die Parole aus, als Gump von Mitschülern attackiert wird: Lauf weg. Da fallen die Beinschienen von ihm ab, und von diesem Moment an kann sich Gump für die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Aufgaben qualifizieren.

In »Hudsucker« von den Coen-Brüdern gab es noch einen weiteren interessanten Punkt. Da ging es, inmitten steinhart monumentaler Bauten, plötzlich um die Erfindung von so etwas Banalem wie dem Hula-Hoop-Reifen. In »Forrest Gump« wird nach diesem Prinzip z.B. Elvis' Hüftschwung, das Smiley-Logo und der »Shit Happens«-Aufkleber erfunden. Endet der Film auch in der Reagan-Ära, so scheint es doch der Einfluß des saxophonspielenden Clinton zu sein, der diesen Hang zum Verschnitt von leichten *popkulturellen* und schweren *politischen* oder *geschichtlichen* Zeichen ermutigt hat. Aber dennoch wirken hier Woodstock und all die Moden eigentümlich komisch und distanziert. Da Gump so aussieht, als habe seine Mutter die Verantwortung für seine Garderobe nie abgegeben, ist es Jenny, die das Zeitverhaftete repräsentiert. Im Gegensatz zu Gump ist sie ein Mensch, der etwas erreichen und kennenlernen will und sich auf die Suche nach der Erfüllung ihrer Wünsche macht. Dafür hat sie aber einen hohen Preis zu zahlen: Lächerlichkeit, Scheitern und Tod – durch Aids, anspielungsweise. Da diese Filmrevision der jüngeren Geschichte auf den angeblich ganz blanken und sogar als dumpf beschriebenen Blick von Gump kalibriert ist – zufälligerweise ist er völlig deckungsgleich mit heutigem Common sense – , sieht diese Jugendkultur aus wie ein nostalgischer Zoo. Schlaghosen und lange bunte Gewänder sollen dabei nicht weniger affektiert und bescheuert wirken als das, was an politischer Gestik dargestellt wird. Robert Zemeckis hat dabei behauptet, das Bild einer Generation zu zeigen, »ohne es zu kommentieren«.

»Forrest Gump« mag seinen Machern als die gelungene Mischung aus P.c.-Anforderungen und einem »gesunden« Konservatismus vorgekommen sein. Tatsächlich handelt Gump ja nur, wenn er von außen angestoßen wird, und dieser Anstoß geht dann auch immer nur von »Marginalisierten« aus, von Frauen, Schwarzen, Behinderten. Daß aber das Bayern der USA als Folie dient, auf dem sich solche Anforderungen abarbeiten sollen, relativiert diese ebenso wie Anspielungen auf die Rassenfrage, auf Aids und Inzest. Konservative haben also allen Grund, diesen Film zu preisen. Das ist auch geschehen. Der erzreaktionäre Starkolumnist Pat Buchanan etwa freute sich über die positive Bezugnahme auf *family values* hin.

Gump ist nur oberflächlich gesehen eine adretter, sensibler und dummer Mensch mit fest eingebauter Ehrfurcht vor *family values*. Eher schon ist er ein Modell. Halb »Genius der Geschichte«, halb Maschine, die noch nicht perfekt, aber doch schon ganz gut funktioniert. Gump ist auch das Medium, durch das uns Geschichte angedreht wird. Seine gedankenlosen oder vorprogrammierten Handlungen reißen die Geschichte in einen Taumel, und umgekehrt. Kaum ist ein US-Präsident erschossen, fallen auch schon Schüsse auf den nächsten oder übernächsten. Oder um es mit Virilio zu sagen: Hier ist Geschwindigkeit die Information, nicht Geschichte. Sie kommt aus dem Geist des Computers.

In diesem Film kommt es nun vor, daß Gump mit John Lennon in einer Talkshow spricht und Kennedy, Johnson, Mao und Nixon vorgeführt wird. Er läuft dabei nicht mehr wie Woody Allen in »Zelig« als Mäuschen im Doku-Material herum,

sondern wird interaktiv. Offensichtlich wurde hier mit dem Computer gearbeitet. Auch in weniger offensichtlichen Fällen bemerkt man noch irgendwie »ungewohnte« oder »unwahrscheinliche« Perspektiven. So werden die computergenerierten Bilder selbst zur Attraktion. In seiner »Zurück in die Zukunft«-Trilogie, in »Falsches Spiel mit Roger Rabbit« und »Der Tod steht ihr gut« hat sich Zemeckis dieser neuen Techniken jeweils spektakulär bedient. Jetzt führt er auch einfachere und quasi menschelnde Stoffe in die technische Modernisierung. Das hat neben dem Innovationsglam einen einfachen Grund. Computer potenzieren nicht mehr nur das Spektakuläre und helfen, Bildmaterial umzufälschen, sondern man kann schlank eine Menge Geld für Bauten und Statisten sparen, wenn man z.B. in Massenszenen bei Demos oder in Sportstadien aus 1500 Menschen am Bildschirm schnell mal 100.000 macht.

Von einem Film dieser Größenordnung erwartet man Kohärenz und Sicherheit beim Storyaufbau und im Umgang mit Metaphern. Die Ansammlung von allem, was sich irgendwie auf »Bewegung« reimt, ist aber so überzogen, daß es schon wehtut: Rückgratschaden, Beinschienen, das Laufen, der Lauf des Lebens und der Geschichte, die schöne Opposition »Geschichte« und »eine Geschichte erzählen«, kontrastiert von »eine Lügengeschichte erzählen« und »Federn im Wind«. Es würde mich nicht wundern, wenn »Forrest Gump« nicht nur aus Winston Grooms Buch von 1986, sondern ganz aus einer Maschine, das heißt einem dieser neueren Drehbuch-Computerprogramme hervorgegangen wäre.

Manfred Hermes schrieb in KONKRET 3/94 über »Philadelphia«

Konkret 11/94, S. 58

Michael Nauert

All That Heaven Allows

Auf dem New Yorker Filmfestival wurde der White Trash Film, dessen Renaissance vor acht Jahren mit »Blood Simple« begann, als repräsentatives Thema der Neunziger erkannt und zur Dekonstruktion freigegeben. Mit Natural Born Killers und Pulp Fiction kommen zwei Filme ins Kino, die die unterschiedliche Richtung andeuten, die die Debatte nehmen wird

Jetzt geschieht hier doch, was in den USA unbedingt vermieden werden sollte: die neuen Filme von Quentin Tarantino und Oliver Stone laufen fast zeitgleich im Kino an. Tarantino selbst hatte nämlich den US-Starttermin von »Pulp Fiction« in den Oktober verschoben, um im August nicht direkt mit »Natural Born Killers«, für den er das ursprüngliche, aber stark veränderte Drehbuch geschrieben hatte, konkurrieren zu müssen. Dabei ging es weniger um das Box Office-Resultat, das ein Oliver Stone-Film natürlich schon vorab für sich entschieden hat, als um das Vermeiden einer Diskussion über Gewalt und eines direkten Vergleichs zu den von Stones Aufdringlichkeit bestimmten Bedingungen.

»NBK« ist zweifellos der überfrachtetste Film dieses Jahres. Dabei ist die Story ziemlich simpel: Mallory, ein junge Frau, die von ihren Vater sexuell mißbraucht wurde, wird von Mickey von zu Hause befreit. Zusammen ziehen sie wahllos und unbekümmert mordend durch die USA und werden dabei weltweit zu Medienstars. Nachdem sie von einem fanatischen Polizisten gefaßt und bei einem fanatischen Gefängnisdirektor einquartiert werden, bekommt auch der fanatische Reality-TV-Reporter Wayne Gayle für seine Sendung »American Maniacs« ein Live-Interview mit Mickey. In dessen Verlauf zettelt Mickey eine Gefängnisrevolte an und flieht zusammen mit Mallory und dem weiter filmenden Wayne Gayle. Der wird dann draußen auch erschossen, und das Paar geht einer glücklichen Zukunft entgegen.

Die Adaption einer solchen Bonnie & Clyde-Story, für die Arthur Penn in den Sechzigern Gangsterfiguren aus den Dreißigern als Zeitkommentar verwendete, durch einen Regisseur, der sich in den Achtzigern vor allem in die amerikanischen Traumata der Sechziger verbissen hatte, wird noch interessanter, wenn man die deutlichen Anspielungen auf David Lynchs »Wild at Heart« beachtet und um die anderen Filme, wie »True Romance« oder »Kalifornia«, weiß, die in dessen Nachfolge in den Neunzigern entstanden sind. Verdeckt werden solche Beziehungen beim Sehen des Films aber durch das beeindruckende Arsenal von visuellen Gimmicks, das Stone auffährt, und das »NBK« bestimmt. Aufnahmen mit 35mm-, 16mm-, Super-8- und Videokameras, Schwarzweiß- und Dokumentarfilmeinschübe, Morphing, Rückprojektionen, Zeichentrick, Traum- und Drogenbilder in Zeitlupe und krude Kameraeinstellungen wechseln einander in rasendem Tempo ab. Keine Einstellung bleibt ohne eine zusätzliche formale Codierung. Den Grundstein für die entstehende Hyperventilation, die keinen Spannungsbogen mehr zuläßt, legte Stone aber schon am Set, wo er die Akteure verbal und durch eine laute Beschallung mit Musik des Soundtracks anheizte. Von Harrelson verlangte er, beim Drehen an seinen Vater zu denken, der zweimal wegen Mordes verurteilt wurde.

Zu allem Überfluß werden den üblichen Presseinformationen noch fünf Seiten beigelegt, auf denen Oliver Stone sicherheitshalber noch einen Kauderwelsch von kulturpessimistischen Weisheiten, Verbrechensstatistiken sowie Verweisen auf Kafka, »Uhrwerk Orange«, die griechische Antike, Hitler und Pearl Jams Eddie Vedder nachschiebt und versichert, auf keinen Fall Gewalt verherrlichen zu wollen. Auf jeden verstreuten Aspekt des Films wird geradezu ein schreiendes *Bedeutung* projiziert, so wie im Zelt eines indianischen Schamanen auf die Körper von Mickey und Mallory die Worte *demon* und *too much t.v.* projiziert werden. Das ist allerdings auch schon die wesentliche Aussage von »NBK«.

Natürlich ist die Überfrachtung von »NBK« nicht nur ein Problem von Stone, sondern auch eines der Rezeption. Und um die wiederum geht es ja laut Stone hauptsächlich in dem Film, um die Rezeption von Gewalt, um die mediale Rezeption der postindustriellen Welt. In einem Interview behauptet Stone, der Film sollte ursprünglich surreal wirken, sei aber dann von der Realität, sprich Bobbitt, Tonya Harding und O.J. Simpson, zu einer Satire degradiert worden. An anderer Stelle spricht er von der Satire als eigentlicher Absicht, an einer dritten von einer Interpretation der Welt. Warum man einen Film nicht an den verwirrten Absichten des Regisseurs messen muß, ist vielleicht ein anderes Thema, jedenfalls ist aber die sensationslüsterne Berichterstattung des Reality-TV als alleiniges Objekt der Satire ein lächerlich leichter Gegner für einen solchen Aufwand. Das erledigen Fernsehserien oder durchschnittliche Actionfilme wie »The Chase« (dt.: »Highway Heat«) ebenso selbstverständlich wie souverän. Stone geht es aber um mehr, um nicht weniger als die Gesellschaft als ganzes, und er hat da auch keine größeren Bedenken, selbst ins *exploitation business* einzusteigen und den Gegenstand den Erfordernissen der Zeitdiagnose ein wenig anzupassen. So gab es natürlich die Faszination durch Gewaltverbrechen lange vor der Erfindung der Technik und des Videoclips, und auch Ted Bundy, Jeffrey Dahmer und Charles Manson gaben schon Fernsehinterviews im Gefängnis. Auserdem war gerade die Verbindung nervöser, alltäglicher MTV-Ästhetik mit den wirklich großen amerikanischen Pop-Crime-Stories bisher nicht sonderlich typisch. Das konnte zuletzt jeder sehen, der sich in die Verfolgung O.J. Simpsons einschaltete: auf allen Kanälen lief genau dasselbe.

Ähnliche Vorwürfe werden »NBK« auch im Hinblick auf expliziten Gewaltszenen gemacht werden, allerdings mit weniger Berechtigung, weil die Story die erwähnte ästhetische Tradition aufnimmt. Allerdings will Stone diese weder verstehen noch respektieren. Die Psychologisierungen in Tarantinos Originaldrehbuch hat er wie so vieles andere über Bord geworfen

und nur zwei Aspekte stehengelassen: die Vergewaltigung von Mallory und den Selbstmord von Mickeys Vater, den dieser beobachtet. Im Zeichen der Verfügbarkeit von Gewaltphantasien als bekannter Normalität ersetzt Stone alle Feinheiten durch die Generalerklärung von der ewigen, in uns allen existierenden Gewalt: *I was naturally born bad*, singt Mallory einsam und klagend in ihrer Gefängniszelle. Doch das Heldenpaar kommt am Ende davon, und Stone teilt mit ihnen die nur vorgeblich ironische Hoffnung, daß »die Liebe den Dämonen besiegt«. Was Wunder, das »NBK« – von völlig verqueren Voraussetzungen ausgehend zu sehr zweifelhaften Ergebnissen kommend – stellenweise ein beinahe brillanter Film ist. Obwohl eigentlich höchstens Postman drin ist, sieht er mindestens aus wie Baudrillard.

Im Gegensatz zu Stones pädagogisierender Sozialkritik liebt Tarantino offensichtlich sein Genre, und will sich mit »Pulp Fiction« gewiß nicht die Köpfe der Fernsehpsychologen zerbrechen. Er ist gleichwohl mitgefangen in der Gewaltdebatte, an deren Fortbestehen er einen gewissen Anteil hat mit seinen Vorlagen für »NBK« und Tony Scotts »True Romance«, seiner Produzententätigkeit für Roger Avarys »Killing Zoe« und seinem ersten eigenen Film »Reservoir Dogs«. Trotzdem sind einige explizite Gewaltszenen – Schießereien, um genau zu sein, denn die werden ja durch ihre starke filmhistorische Codierung eher als Drastik denn als Gewalttätigkeit empfunden – das einzige was die Gangsterfilme »Pulp Fiction« mit »NBK« gemeinsam haben. Und wenn »Pulp Fiction« ein Argument liefern müßte, dann wäre es das, den seit jeher filmbesessenen Tarantino als den lebenden Beweis gegen Stones These von der exaltierten Verderbtheit durch *too much t.v.* zu präsentieren.

Die Figuren in »Pulp Fiction« (der Titel spielt auf eine amerikanische Erscheinungsform der populären Literatur der dreißiger und vierziger Jahre an, die immer schon mehr war als das deutsche Groschenheft) entstammen alle offensichtlich der Genregeschichte und auch die Grundzüge der drei ineinander verwobenen Stories sind uralt: zwei *gunmen* mit dem Auftrag, ihrem Boss einen mysteriösen Koffer wiederzubeschaffen; ein bestochener Boxer, der den Kampf dann doch gewinnt und sich mit seinem Wettgewinn und der Freundin absetzen will; ein fetter schwarzer Gangsterboss und seine laszive weiße Frau; und als - zweifellos wohlkalkulierte - Einrahmung wieder ein überdrehtes Paar, das Spirituosenläden und Restaurants überfällt. Durch eine nichtlineare Erzählweise und eine offene Struktur weist Tarantino der Filmgeschichte, besser: der Genregeschichte, die Funktion einer fiktiven Realität zu, mit der er arbeitet und gegen die er seine spielerische und kommentierende Künstlichkeit absetzt. Im Gegensatz zu »Reservoir Dogs« ist »Pulp Fiction« geradezu *laid-back.* Realität und Action werden nicht verbal konstruiert, verdichtet und vorangetrieben, sondern durch Zitate, das Spiel mit ihnen und überraschende Brüche, die jede Bedrohlichkeit vermeiden. Bei einem verblüffenden Reichtum an merkwürdigen Einstellungen und Wendungen ist »Pulp Fiction« nämlich vor allem auch ein überaus lustiger Film: zum Teil reiner Slapstick, als John Travolta versehentlich eine Geisel erschießt und damit das ganze Auto versaut, zum Teil mehr oder weniger feine Anspielungen, als er im Rock'n'Roll-Lokal bei einem wie Buddy Holly aufgemachten Kellner ein Douglas-Sirk-Steak bestellt, bei dem »das Blut spritzen muß« oder als Uma Thurman gedankenverloren zu Neil Diamonds Girl you'll *be a woman soon* tanzt, dann zufällig Heroin findet und sich gleich eine Überdosis reinzieht. Tarantinos Filmbewußtsein und sein Umgang mit der äußeren Welt ähneln sehr der Haltung der Coen-Brüder. Er bewegt sich abgekoppelt innerhalb der vorgefundenen Motive, die er verfeinert und neu arrangiert. Die Aussagen seiner Filme reichen im unmittelbaren Sinne nicht über den Filmkontext hinaus. Als politischer Kommentar zur sozialen Realität oder zu Stones Sicht der realen Gewalt ist die ironische Sophistication im Umgang mit diesem Material nicht gedacht und ziemlich untauglich. Eher schon funktioniert das vielleicht in Verbindung mit seiner Stellung als Autor und Regisseur, die nach zwei herausragenden Filmen und einem von ihm dominierten Mini-Genre schon recht stark ist. Darin etwas vergleichbar mit dem frühen Woody Allen oder mit Spike Lee bietet er den zeichen- und informationsüberfütterten *too much* t.*v.* -Leuten eine unabhängige Position an, die sich den Konventionen und ihren Erfordernissen mit formaler Virtuosität und Insider-Spielchen entzieht. Dabei schadet es nicht, wenn auch dieses Vorgehen selbst kalkuliert erscheint.

Konkret 11/94, S. 60

Max Annas

Drachenköpfe

Warum erhalten neue chinesische Filme zuletzt veritablen Zuspruch beim deutschen Publikum? Weil es sich darin wiedererkennt

Wenn ich der Essenz der Berichte trauen darf, die in den Feuilletons der Tageszeitungen dieser Wochen auftauchen, dann hat der in deutschen Kinos erfolgreichste chinesische Filmemacher Zhang Yimou in China Dreh-, also Berufsverbot, die Dreharbeiten zu seinem schon recht weit gediehenen neuen Film »Schanghai« wurden abgebrochen. Bei jemandem, der ein anständiges Handwerk ausübt, also nicht Henker, Polizist oder Soldat ist, bin ich durchaus auch bereit mitzuleiden. Und da bin ich nicht allein. In der »Taz« vom 23. September 1994 ist ein großformatiges Foto als Illustration zu einem Artikel zu sehen, der Zhangs Situation und die Repression auf ihn und seine Kollegen beschreibt. Auf dem Foto schaut er so traurig, als hätte er gerade von dem gegen ihn gerichteten Unbill erfahren.

Eine schöne deutsche Scheinheiligkeit: Sich hier darüber aufzuregen, daß in China das Machtinstrument der Zensur eingesetzt wird, während man sich in Deutschland darüber streitet, ob es in irgendeiner Form zulässig ist, den ziemlich harmlosen Satz »Soldaten sind Mörder« zu sagen oder zu schreiben oder aufzukleben. In China wird ein Filmemacher dafür bestraft, daß er in seinem letzten Film »Leben« die Chinesische Volksarmee als marodierenden Haufen dargestellt hat. Das erste Bild der chinesischen Kommunisten in »Leben« ist eben die chinesische Armee, wie sie einen Hügel stürmt und harmlos wirkende Individuen geradezu auf- und aussaugt. Gewiß wäre es unzulässig, nun John Milius und sein Werk »Red Dawn/Die rote Flut« zum Vergleich heranzuziehen, aber eine Flut, eine rote noch dazu, ist es schon, mit der das Publikum hier konfrontiert wird. Nicht ganz zufällig werden Erinnerungen wach an die Wahlplakate der CDU/CSU aus den Fünfzigern. Die Deutschen werden wissen, was gemeint ist. Die Chinesen wissen es auch, und sie haben ihn bestraft.

Ich will hier nicht antreten, den Zugriff chinesischer Filmemacher auf ihre Geschichte zu kritisieren. Doch die Verarbeitung der kommunistischen Geschichte des Landes war in den letzten zwei Jahren den drei bedeutendsten Regisseuren der sogenannten »5. Generation« – neben Zhang Yimou sind das Chen Kaige und Tian Zhuangzhuang – recht opulente Filme wert, die – neben ihrem überwältigenden Erfolg bei der europäischen und nordamerikanischen Kritik – mancherlei Gemeinsamkeit aufzuweisen haben, und derer zwei in den Kinos Deutschlands über viele Wochen respektable Einspielergebnisse erzielten.

Zhang Yimous »Leben«, Chen Kaiges »Lebe wohl, meine Konkubine« und Tian Zhuangzhuangs »Der blaue Drachen« sind allesamt Chroniken, die ein Vierteljahrhundert durchmessen. Alle drei beschreiben den Konflikt zwischen dem schwachen Subjekt und der fortschreitenden Geschichte just so, als sei Geschichte in dem großen Buch festgeschrieben und würde nicht von Individuen gestaltet. Die Protagonisten sind Spielball von Historie, Feinden, Kommunistischer Partei. Ihnen vermag all der zusammengeraffte Opportunismus nicht zu helfen, weil die drei Größen zumeist zugleich und in Person auftreten.

Zum Angeführten zwei Ergänzungen: 1. Diese Art Familienchronik ist ein beim Publikum und beim wenig belastbaren Teil der heimischen Filmkritik äußerst beliebtes Medium. Anschmiegsam wie eine von der Industrie hergestellte Süßigkeit vermag sie im Idealfall die fremde Welt und die eigene schlüssig miteinander zu verbinden, die bekannten Koordinaten sind ja zu offensichtlich und immer international. Die Familie mit ihren starken und schwachen, mit guten und bösen Figuren steht einer schwierigen bis höllisch bösen Umwelt gegenüber und muß sich bewähren. Nicht umsonst hat Ingmar Bergman seinen größten internationalen Erfolg mit »Fanny und Alexander« eingefahren, einer satt bebilderten Familienchronik mit simpelsten Gut-böse-Zuweisungen. 2. In den allerseltensten Fällen will die Chronik etwas anderes leisten als perspektivlose – also: nicht in die Zukunft weisende – Spiegelung des Gestrigen und der gestrigen Gewißheiten. Sie ist reaktionär. In »Leben« gibt es eine ganz außerordentlich widerliche Szene. Der kleine Sohn der immer wieder gebeutelten Familie verrät seine Leute während der großen Metallsammlung. Der naive Ortsvorsteher, der Taiwan unter chinesischen Bomben sterben sehen will, nimmt das der Familie zwar nicht übel, aber Verrat ist Verrat. In der nächsten Episode muß der kleine Junge dafür sterben. Die allgemeine Ordnung und die Partei werden ihn umbringen. Er wird unter einer Mauer begraben, die ein überforderter Funktionär, der Bezirksvorsteher – noch dazu ein alter Freund des Vaters – mit dem Auto rammt.

Sowohl Zhang Yimou als auch Chen Kaige und Tian Zhuangzhuang gaben für ihre letzten Filme natürlich auch ästhetische Kontinuitäten auf. Ihren einst radikalen Subjektivismus haben sie geopfert zugunsten einer Objektivität, die freilich leicht zu durchschauen ist. Bezugnahmen auf historische Ereignisse und Perioden werden groß herausgestellt – der Beginn der Kulturrevolution 1966 oder der sogenannte »Große Schritt nach vorn« 1958 – , mitunter hat es vor allem der erfahrene Stilist Zhang nötig, mit Jahreszahlen zu arbeiten, um einem westlichen Zielpublikum die Kurven und Brüche chinesischer Geschichte nahezubringen und gleichzeitig ein wenig zu erklären.

Es ist nicht verwunderlich, wenn sich Filmemacher, die in dem Land, in dem sie arbeiten möchten, schikaniert und gequält werden, eine andere Orientierung suchen als jene, die sie als ihre eigene empfinden – sagen wir die nationale. Mit der Umwidmung, die vonstatten geht, wenn sich Zhang, Chen und Tian nicht nur dem Vermögen der »Kronkolonie« Hongkong, sondern auch europäischen, vor allem französischen Geldern, in die Arme werfen, geht natürlich auch eine Art Internationalisierung der Filme einher – in etwa gleichbedeutend der Internationalisierung des Kapitals. Es ist gerade kein Zufall, daß der deutsche Ufa-Kinokonzern sich bereitfand, »Leben« und »Lebe wohl, meine Konkubine« ein Vierteljahr in seinen Sälen zu halten.

In Tians »Der blaue Drachen« taucht von Zeit zu Zeit – und immer an der Spitze einer Gruppe – eine Vertreterin der KPCh auf, die mit der ganzen Härte, die sich ein Mann an einer Frau vorstellen kann, die Forderungen der Partei vertritt. Diese Frau ist eine Verbohrte, ein kaltes und bürokratisches Monster – das Gegenstück zu der Frauenfigur, die niemandem ein Leid antun kann. Sie steht hier für die Härte, Unerbittlichkeit und Ungerechtigkeit der KPCh bei der Durchführung ihrer Beschlüsse. Bei Chens »Lebe wohl, meine Konkubine« sind es die Tribunale der Kulturrevolution, die die Entscheidung zwischen Verrat und Solidarität quälend lang hinauszögern und eine wichtige Qualität des (Nach-)Empfindens kommunistischer Greueltaten ermöglichen. Zhang Yimou läßt die Schattenspielfiguren des Protagonisten von »Leben« irgendwann zerstören. Sie haben in genau der Kiste mit den Metallbeschlägen gelegen, wegen der der Sohn der Familie der einfallenden Mauer zum Opfer fallen mußte.

Der schwache Ortsvorsteher in »Leben«, die zähe Aktivistin in »Der blaue Drachen« und die ständige Bedrohung in »Lebe wohl, meine Konkubine« entsprechen nur zu gut den Bildern, die im westeuropäischen und nordamerikanischen Ausland als Aufarbeitung der kommunistischen Geschichte nicht nur Chinas gern gesehen sind. In allen drei Filmen geht es schließlich nicht um die frühkapitalistischen Industrialisierungsmethoden eines heutigen reaktionären chinesischen Systems, sondern um die Verarbeitung und Diffamierung der chinesischen Geschichte – die bewußt für ein westliches Publikum inszeniert wurde. Die Bilder und Abziehbilder kommunistischer Bedrohung und kommunistischen Terrors – die sich in Deutschland natürlich nur selten auf China bezogen, lag anderes doch näher – , sind in den drei zitierten Filmen jenen genau gleich, die hier in verschiedenen Staaten deutscher Nationalität durch den Beginn der Oktoberrevolution evoziert wurden.

Die Anfälligkeit der europäischen Kritik für derlei einfache Muster wird auch aus der Tatsache ersichtlich, daß in Kommentaren zu den Filmfestspielen in Cannes 1993 dem Gewinner der Goldenen Palme »Die Geschichte der Qui Ju« von Zhang Yimou eben Tians »Der blaue Drachen« vorgezogen wurde. Zhangs vorletzter Film ist seine einzige Gegenwartsgeschichte, eine im Schlamm des chinesischen Heute gefilmte kleine Widerstandsposse. Seine ewige Hauptdarstellerin Gong Li spielt die Frau vom Lande, die ihre Rechte wahrnimmt – und zwar nicht kämpfend und sicher, sondern fragend, ihre Möglichkeiten sozusagen ertastend. Die »Qui Ju« hatte Zhang als ein Kooperationsangebot an die chinesischen Behörden angelegt, die ihm vorgeworfen hatten, zu viele Allegorien angefertigt zu haben.

Daß die Filmemacher Zhang, Chen und Tian künstlerisch am Ende sind, ist unter anderem der Repression durch die chinesischen Filmbehörden zuzuschreiben, die sie aus ihrem gewohnten Arbeitsumfeld verdrängte. Daß sie mit der Aufgabe ihres Stils der Langsamkeit und der Versunkenheit zugunsten einer Explicitness, die uns von den Eltern allerdings nicht notwendigerweise erklärt werden muß, nun nicht nur bei der westlichen Kritik, sondern auch beim westlichen Publikum reüssieren, ist so etwas wie ein Betriebsunfall der modernen chinesischen Geschichte. Es wird abzuwarten bleiben, ob ein deutsches Publikum deren Kino minus der politischen Eindeutigkeiten, die hier einen fertigen Grund vorfinden, auch noch mögen wird. Denn soviel ist doch klar: Nach dem Erfolg der farbechten Bilderbögen werden die westlichen Geldgeber, wie die französische Ciby 2000, nur noch sehr ungern in Filme investieren, die an die Frühwerke der drei Meister erinnern. Kontemplation an und für sich ist nämlich nicht antikommunistisch.

Leben, VR China/Hongkong/Frankreich 1994, Regie Zhang Yimou. Der Blaue Drache, Hongkong/VR China 1994, Regie: Tian Zhuangzhuang. Lebewohl meine Konkubine, VR China/Hongkong/USA 1993, Regie: Chen Kaige.

Max Annas spielte für KONKRET 6/94 das SPD-Computerspiel zur Europawahl

Konkret 11/94, S. 62

Jens Hoffmann

Die Seele des Kretins

Wim Wenders hat ein Buch geschrieben. Offensichtlich hat er tatsächlich die Kamera dazu benutzt

Unter den gegebenen Verhältnissen führt der Vollzug der bloßen Existenz bei Erhaltung einzelner Fertigkeiten, technischer oder intellektueller, schon im Mannesalter zum Kretinismus.
Horkheimer/Adorno

Wer bislang vergeblich nach einer Bestätigung dieses Satzes in Bilderbuchformat Ausschau gehalten hat, wird erleichtert aufatmen können. Mit *Einmal* von Wim Wenders liegt nun ein liebevoll gestaltetes, zum Teil vierfarbig gedrucktes, zerfallresistentes (Kunstdruckpapier!) Dokument bundesdeutscher Cineastendebilität vor. Wenders, dessen Kugelschreiber auf dem Umschlagphoto so wunderbar zu Brille, Hose und Haupthaar paßt, wird denn auch von der Verlagswerbung als »ein Autor« vorgestellt, »der mit der Kamera schreibt und dessen sensible Prosa Bilder evoziert«.

Es mag zutreffen, daß Wenders photographieren kann. Seine Prosa aber ist so sensibel wie das Lineal eines Analphabeten. Seine Geschichten sind so evokativ wie ein protestantischer Kindergottesdienst, und seine Anekdoten so interessant und bewegend wie eine Büroklammer-Sammlung.

Den Eswareinmal-Geschichten hat Wenders ein siebenseitiges, *To Shoot Pictures...* betiteltes Gackgack über das Knipsen vorangestellt, in dem es um allerlei geht (»Schöpfung«, »Demut«, »Frischgebügeltes!«) und das deshalb am besten flink überblättert werden sollte. Im Ernst: Sätze wie: »Auf Photos können DINGE heiter oder traurig sein, ja, sogar komisch oder tragisch« können einen höchstens auf den Gedanken bringen, nie wieder das Wort ›Ja‹ zu verwenden. Und gegen dahintrottende wenderssche Zwölfenderdemenz vom Stamme »Die Objekte der Photographie, das ist offensichtlich, sind unzählig« hilft nur ein gütiges Lächeln. Sparen Sie sich den Quark, rücken Sie gleich auf Seite 19 vor. Erleben Sie »das Elend der Aboriginals« in drei Teilen!

Ein feines Elend ist das. Ein Elend zum Liebhaben. Ein richtiges Eiei-Elend. Ein Parkplatz, Ticketautomaten, Bäume, Wolken. Hoppla! – Wo ist denn das Elend? Gar nicht so einfach zu finden. Wie das Mäuschen im Bilderrätsel. Mach mal Piep! Aber Wenders hilft. Er geht näher ran und knipst ein zweites Bild. Oh, das Elend hat ja nur ein Bein. Es stakst auf Krücken und wirft einen langen Schatten. Es ist ein großes Elend! Deshalb geht Wenders auch noch näher ran und macht ein drittes Bild. Jetzt darf das Elend wieder sitzen. Hat es nicht einen Geldschein in der rechten Hand? Ist das Scheinchen von Wenders? Bestimmt. Wenders ist ein guter Mensch. Ein guter Mensch kann kein Elend sehen. Deshalb photographiert er es dreimal. Ach, das Elend. Wenn es nur nicht so elend aussähe! Hab doch Hoffnung, Elend. Komm. Muß sonst immerzu weinen.

Aber zum Glück hatte Martin Scorsese dann eine Reifenpanne. Und »Isabella« war auch dabei. Die Rossellini, genau. Mitten in der Wüste. Wenders hat die beiden in sein Auto gepackt, ein Photo gemacht und »Es war eine vergnügte Reise« in sein Notizbuch geschrieben.

Warten Sie an dieser Stelle bitte nicht zu lange auf die Evokation. Sie wechselt zusammen mit der Pointe noch immer Scorseses Reifen.

Von den Treffen mit Künstlern und Vips berichtet Wenders im Tonfall des zur Gemeinde zählenden Autogrammjägers. Seine Geschichten reimen sich alle auf die senfblöde, banal-reaktionäre Erkenntnis, daß Künstler Menschen sind, zuweilen schwimmen, sterben, Pool spielen, aufs Klo müssen und traurig sind. Ach ja – Zigaretten und Wein gehen ihnen manchmal aus. So ist das Leben.

Wenders erzählt auch von sich. Er wird ›persönlich‹. So hat er etwa »den jährlichen Christmas-Blues« und photographiert deshalb Straßen, die natürlich hübsch lang und leer sind. Er ist betrübt und photographiert Gräber auf Lanzarote. Er verwandelt seine Zähren in »frisch gebohnerte Melancholie« (G. Anders). Ihm ist schwirr im Schädel, und er wandert über die Alpen nach Venedig. Dabei hat er lustige Ideen: »Wenn man gleichmäßig geht, ist es lästig stehenzubleiben.« Umgekehrt ist der Satz auch nicht übel. Er trinkt in einem Bauernhof ein Glas Mineralwasser. »Die Großmutter lachte dauernd vergnügt vor sich hin.« Das Mineralwasser steigt ihm zu Kopf – in ihm beginnt es zu imaginieren: »Ich kann mir seitdem das Mittelalter und seine Menschen vorstellen.«

Wenders kann auf Stelzen gehen. Fast schon so gut wie Ernst Jünger. Er schreibt: »Ich konnte mich in Houston nie des Eindrucks erwehren...« Wenders hat Respekt vor Toten. Er sitzt »ehrfürchtig« in einem Hotel, »in dem William Faulkner oft gewohnt hatte«. Wenders ist sogar belesen. Ein Mädchen in Moskau erinnert ihn »an die stumme Mignon in ›Wilhelm Meisters Lehrjahren‹«. Wenders hat leider schon manchmal Bildausfall. In San Francisco wurde ein Haus abgerissen, das dann prompt »wie ein gestrandeter Walfisch auf dem Trockenen lag«. Er erinnert sich an die »bloßen Füße« eines entenhütenden Jungen und segelt um zwei Buchstaben am Scherz vorbei. Statt dessen hat er den feinsinnigen Asiaten

drauf: »Kein anderes Lächeln auf der Welt gleicht dem freundlichen Lächeln für den Vorübergehenden in Bali.« In der komplett abgedachten Seele des Kretins kann es sehr lyrisch zugehen.

Zum Glück bleibt nun nichts weiter zu tun, als diesen ganzen Quatsch, dieses »Wo Portugal auf dem Atlas seine spitze Nase hat«-, dieses »Der Ort wollte mit Macht ein Film werden«-Gebluffe, dieses rommelnde »außer einem unbeirrbaren Deutschen wie mir hätte sich wohl niemand auf solch einen Marsch begeben« ungerührt unter ›Altersschwachsinn‹ abzuheften. Schließlich hat einer, der noch vor Jahren durch die Medien blökte, daß die Bundesrepublik ein »fremdbebildertes« Land sei, nichts besseres verdient als frühzeitiges Schnabeltassen-Klammern. Und damit käme er noch glimpflich davon. Leider sind Kretins sehr zäh. Wahrscheinlich dreht Wenders gerade einen neuen Film. Deshalb: Hab acht an der Kinokasse!

WIM WENDERS: *Einmal. Bilder und Geschichten*. Verlag der Autoren, Frankfurt/Main 1994, 360 Seiten, 328 Photos, 86 Mark

Jens Hoffmann schrieb in KONKRET 8/93 über eine Joseph-Roth-Biografie

Konkret 11/94, S. 63

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Auch den Sechsundfünfzigsten, der, as usual, auf Allerheiligen fällt, werde ich abgeschnitten von der Welt verbringen, allein im Gedanken an Horst »Hotte« Beyer, meinen Doppelpartner beim I. Breselenzer Altherrentennisturnier, der vor ein paar Tagen, keine sechzig, gestorben ist, und in sorgfältiger Erinnnerung an Anette Gappmayer, meine Montepulciano-Reisegefährtin anfangs der Achtziger, die wir, sie war grad mal fünfzig, im Frühjahr auf Ohlsdorf zu Grabe getragen. Wie die letzten Jahre so auch heuer meine harrsche Bitte, mich mit diesem entsetzlichen Mitternachtsprösterchen, gebrauchten Taschenbüchern sowie sonstjen den säuerlichen Brodem der Originalität verströmenden Flohmarkterwerbnissen auszulassen und stattdessen aufs Konto 4991 bei der Bank des Vertrauens einzuzahlen, zugunsten jener Fraun, deren in der deutschen Tretminenindustrie beschäftigte Männer aufgrund menschenverachtender Rationalisierungsmaßnahmen seitens der Arbeitgeber in diesem prosperierenden Gewerbe kurzarbeiten müssen. Aus Solidarität mit den Familien exekutiere ich ein Siebzigmarkmenue bei »Chez le triste Franais« und bescheide mich mit einer Single-Portion Chick-Niks aus dem Hause Nähr-Engel GmbH Darmstadt/Salzburg. Meinem anläßlichen, demnächst in einer Konkursbuch-Anthologie erscheinenden Selbstverständigungsgedicht wünschte ich, Vater und Mutter hätten es noch zu lesen erlebt.

Ich heiße Horst und bin sechsundfünfzig und Alkoholiker; ich wollte nicht wie der von Jack Nicholson in Kubricks »Shining« verkörperte Kollege Jack Torrance enden: im Delir mit der blutigen Axt in der Hand im verschneiten **Labyrinth;**

darum sagte ich, eine Schrecksekunde bevor es zu spät war, zur Flasche: Schieß inn **Wind!**

Nüchtern ist der Karlheinz, den Europameister 1994 der Hallenextremclimber, und Monique, seine Freundin und Vizeweltmeisterin im Free-Bungee, auf Iceboards seine von Abermillennien Freizeit stumm erzählende Zunge hinabsausenlassende Germknödelgletscher; und nüchtern ist der den Nichtmehrweiterwissenden zum unverbindlichen Dialog mit IHM einladende sandsteingemäuerte Zentralzugang zu Colonias **Dom**;

nüchtern sind die Sfinxen, das Sparschwein, die Sfären; nüchtern sind Ahorn Blauwal, CCFliege, Donner, Elok, Faßbrause, Granulat, Hofrichter, Irratio und der Orden Societas Jesu; nüchtern sind der Klammeraffe, die Libido, das Mahnmal, Nieswurz und oTTo, Petroleum und Quittung, Räude und Sesam, Tom & Jerry und Ulema, der Rock benamte Vogel und der Wecker, der Xerophyt und Ytong, das Mousse unter den Betons; und nüchtern sind die Zwölf Apostel und das Zeilenhonorar aller Zeiten; und: Nüchtern ist das aus der Tiefe des leiblichen Raumes die Flügel der Lunge, den Pankreas, die Därm, den Magen und die Lymphdrüsen enternde **Karzinom.**

Nüchtern sind die Ozeane, und nüchtern ist der der Ozeane Blauschopf von je bis in die Puppen toupierende **Wind**;

und nüchtern ist die ihr frisch und pumperlxund geschlüpftes Herzensfrüchtchen stillende Spätgeborenhabende; und nüchtern ist ihr den astreinen Zitzenseim schlotzendes **Kind.**

Nüchtern sind die Dinge, und nüchtern ist ihr **Seyn;**

so seien auch Dichterin und Dichter die Vorerwähnten entsprechend Besingende; und nicht das (die Kontrollverlustflagge aus dem Halse gehißt und die Bierfurzschleppe achtern) besoffene **Schwein.**

Denn wie so oft und so tückisch auch die Agenten des Abusus(den den Charakter des Menschen zersuppenden und sich immer herrischer in dessen Wesen einklagenden Rausch beschönigen, und die immer schärfer werdenden Krallen des Bruders des Rausches, des Katers, **leugnen:**

Taugt der Rausch schon für den gewöhnlichen Mensch nicht – umso wie erst wird er sich niemals für Dichterin beziehungsweise Dichterei **eignen!**

Horst Tomayer, zur Zeit Sanatorium Gartenhaus, 82284 Grafrath, 22.8.94

Fax über Greywolf sports 08144 8357

An die Bertelsmann Stiftung, Carl-Bertelsmann-Straße 256, 33311 Gütersloh

Rückantwortbogen anbei

Betrifft: Verleihung des Carl Bertelsmann-Preises 1994: »Gesellschaftliche Verantwortung im Fernsehen«; zu Händen Herrn Andreas Henke, Pressereferent

Sehr geehrter Herr Henke!

Ich danke Ihnen sehr herzlich für Ihre Einladung und bin, ich darf das sagen – geschmeichelt, zu jenen 700 »Repräsentanten aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Medien« zu gehören, die der Verleihung des obigen Preises am 16.September in der Stadthalle Gütersloh beiwohnen werden.

Ich teile voll die von Ihrer Stiftung im Zusammenhang mit der »Verrohung« weiter Teile des Fernsehbetriebs vertretenen Ziele und würde gern, sehr gern, am 16. September in Gütersloh zugegen sein, wenn mich nicht unverschuldete persönliche Gegebenheiten abhielten: Leider krankenunterversichert mußte ich die meisten Kosten einer Magendurchbruchsoperation im April diesen Jahres selber tragen, und ich komme auch für die Zeit der Rekonvaleszenz hier im Sanatorium Gartenhaus für mich selber auf. Ansonsten vermögenslos könnte ich nur dann an Pressegespräch und Festakt teilnehmen, wenn Sie meiner (mit gebotener Scham, glauben Sie mir dies, bitte) vorgetragenen Bitte um die Erstattung der Reisekosten, der Unterkunftskosten (hier würde mir eine bescheidene Familienpension vollauf genügen) und vielleicht eines kleinen Unterstützungsbeitrags für die zwei Tage nachkommen könnten. Ich bin, sehr geehrter Herr Henke, mir des Extrems meiner Bitte wohl bewußt, äußere sie aber nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Dokumentation eines meiner Beiträge im »Jahrbuch Fernsehen«, der sich eben mit der von Ihrer werten Stiftung thematisierten und problematisierten »Verrohung« weiter Teile des Fernsehbetriebs auseinandersetzt. Selbstverständlich würde ich Bahn lediglich II. Klasse anreisen, auf Bahncard, die den Preis halbiert. Ich hoffe auf Ihre Unterstützung und verbleibe, dankbar für die Einladung, ergeben(H.T.)

Bertelsmann Stiftung

Herrn Horst Tomayer, Beim Schlump 24, 20144 Hamburg

Z-he-is, 12. September 1994

Sehr geehrter Herr Tomayer,

vielen Dank für Ihr Schreiben vom 22. August 1994. Leider muß ich Ihnen mitteilen, daß wir Ihre Bitte um finanzielle Unterstützung in dem von Ihnen angefragten Rahmen nicht erfüllen können. Sollten Sie trotzdem eine Möglichkeit sehen, an der Verleihung des Carl Bertelsmann-Preises 1994 teilzunehmen, sind Sie herzlich willkommen.

Für Ihre weitere Genesung wünsche ich Ihnen alles Gute.

Mit freundlichen Grüßen

Andreas Henke, Pressereferent

Sie fahren Jahr für Jahr Gewinne ein in der Größe des Sozialprodukts eines Drittweltstaats; aber wenn du, eingeladen von ihnen, die sich von deiner Teilnahme doch eine geistige Bereicherung ihres heiligen Auftriebs gegen die Verrohung des Fernsehbetriebs versprechen, radikal deine magendurchbruchsbedingte ökonomische Malääs entblößend um einen lächerlichen Reiseobolus eingibst, dann zeigen sie dir ihre mit den goldenen Fäden zugenähten Taschen. Ich spucke aus vor Bertelsmann!

Konkret 11/94, S. 64

John Starks, G□ nter Blank

Ne□ er Look Back

Am 4. No□ ember beginnt die ne□ e Saison der Profi-Basketball-Liga NBA. G□ nter Blank nahm dies □ □ m Anla□ f□ r ein Inte mit dem A□ fba□ spieler der Ne□ York Knicks

John Starks hat eine ungewöhnliche Karriere hinter sich, die ihn aus einem Dorf in Oklahoma bis ins Finale der 94er NBA-Meisterschaft führte, wo Houstons Hakeem Olajuwon den ganz großen Triumph verhinderte. Abgesehen davon, hat der Einunddreißigjährige allen Grund, zufrieden zu sein, schien seine NBA-Karriere doch beendet, bevor sie begonnen hatte. Im Draft der besten Collegespieler übergangen, strandete er fast als Verkäufer in einem Schnapsladen, ehe er die Chance eines Test-Camps nutzte und einen Vertrag bei den Golden State Warriors erhielt. Die New York Knicks lockten ihn von der West- an die Ostküste, wo er neben Patrick Ewing der Star der derzeit härtesten NBA-Posse ist.

KONKRET: *Mr. Starks, erst scheiterten Sie und die New York Knicks in den Playoffs regelmäßig gegen Michael Jordans Chicago Bulls, dann verloren sie die diesjährigen Finals um die amerikanische Basketballmeisterschaft im siebten und entscheidenden Spiel gegen die Houston Rockets. Dieses Jahr wollt Ihr es noch mal versuchen. Wo müßt Ihr euch verbessern?*

Starks: Wir müssen noch aggressiver an unsere Gegner herangehen und zwar schon in der regulären Saison. Wir müssen ihnen zeigen, daß wir, auch wenn wir das Finale verloren haben, immer noch das Team sind, das zu schlagen ist. Wir müssen mit der Haltung auf den Court gehen, daß, wenn wir Meister werden wollen, wir es auch werden können.

Sie spielten sowohl bei den Siegen der Knicks als auch bei der unglücklichen Niederlage gegen Houston eine entscheidende Rolle. Überhaupt scheint es, daß ihre bisherige Karriere durch zwei Szenen charakterisiert ist. Als sie in den Playoffs gegen Chicago vor zwei Jahren einen unmöglichen Dunk gegen Michael Jordan verwandelten und als ihr Wurf, der New York zu den 94er-Champions gemacht hätte von Hakeem Olajuwon geblockt wurde. Welchen Einfluß hatten diese Szenen auf ihre Karriere und ihr Leben?

Der Dunk war ohne Frage ein Statement. Ich machte ihn in einem wichtigen Halbfinalspiel gegen den besten Basketballspieler der NBA. Damit habe ich allen klargemacht, daß John Starks in der NBA angekommen ist. Der Wurf, den Olajuwon geblockt hat, hätte uns zu Champions gemacht. Aber es sollte nicht sein. Olajuwon ist ein großartiger Spieler, der eine großartige Szene hatte.

Ihr Teamkollege Doc Rivers sagt in seiner Autobiographie, daß ab einem bestimmten Punkt nur noch Championships zählen. Teilen sie diese Auffassung?

Ja, darum geht es. Man kann eine erfolgreiche Karriere haben, aber wenn Du niemals Champion warst – ich meine, das heißt nicht, daß deine Karriere erfolglos geblieben ist – aber es fehlt etwas Einzigartiges. Wer Basketball spielt, will wenigstens einmal alles gewinnen. Aber nur wenige bekommen überhaupt die Chance, ernsthaft um den Titel zu spielen. Ich hatte sie und dahin will ich zurück.

Was Sie angeht, Sie haben ungeachtet des noch fehlenden Meistertitels sehr viel erreicht, besonders wenn man in Betracht zieht, welche Hindernisse Sie in ihrem Leben auf dem und außerhalb des Courts überwinden mußten. Wie beurteilen sie ihre bisherige Karriere?

Ich denke, ich hatte bisher eine sehr erfolgreiche Karriere. Und solange ich die Einstellung behalte, die mich hierher gebracht hat, werde ich weiter Erfolg haben. Es stimmt: meine Karriere verlief weder geradlinig noch einfach. Aber das hat mich sowohl zu einem reiferen Menschen als auch zu einem besseren Spieler gemacht. Ich blicke niemals zurück. Ich schaue nur noch auf die Zukunft und konzentriere mich auf das, was ich noch erreichen will.

Nicht zurückzuschauen bedeutet aber nicht, daß sie vergessen haben, wo sie herkommen?

Keinesfalls. Ich weiß genau, wo ich herkomme, aber ich blicke nicht zurück und lamentiere über die Vergangenheit.

Liegt es vielleicht daran, daß nicht nur Sie, sondern fast alle Spieler der Knicks, selbst für NBA-Verhältnisse außergewöhnlich schwierige Lebensläufe hatten, daß die Knicks mehr als andere Clubs als Team auftreten?

Jedes Team braucht zwei, drei Stars, sonst hat es keine Chancen auf die Meisterschaft. Aber ja, wir sind definitiv ein Team. Und dabei spielt sicher eine große Rolle, daß die Spieler der Knicks es nicht leicht hatten, sich in der NBA zu etablieren. Patrick Ewing wurde lange der Respekt verweigert. Aber letztlich führte das dazu, daß uns nichts mehr aus dem Gleichgewicht bringen kann.

Euer harter Defensivstil, hat euch □ wie früher den Detroit Pistons □ das Label Bad Boys *eingebracht. Fühlen Sie sich dadurch beleidigt?*

Nein, keineswegs. Wir spielen härter und entschlossener als andere, und legen Wert auf eine konsequente Defense. Das gefällt einigen Leuten nicht. Insbesondere den Medien, die diese glitzernde Offense wollen. Das ist nicht unser Stil. Wir gewinnen mit unserer Defense.

Viele sagen, daß Euer Bad Boy Image nicht als Vorbild für die Jugendlichen taugt. Wie sehen Sie, die Diskussion um die Vorbildrolle der Basketballer? Wollen Sie überhaupt ein Vorbild sein.

Oh ja. Ich will ein Vorbild sein. Und zwar so wie ich bin und nicht im von den Medien verlangten Sinne, als ein makelloses Vorbild. Sondern um den Kids klarzumachen, daß man, selbst wenn man unter harten Bedigungen aufwächst, seine Ziele erreichen kann, daß man nicht zu kuschen braucht, sondern sagen muß, was man denkt. Und daß wir menschliche Wesen sind und keine Supermänner. Wichtig ist nicht, daß man keine Fehler macht, jeder macht Fehler, sondern daß man daraus lernt.

Ihre Haltung wird von der neuen Generation der NBA-Stars geteilt. Den Medien scheint dies nicht zu gefallen. Den Mitgliedern des Dream Team II wurde vorgeworfen, daß sie arrogant, ja großmäulig aufträten, weil sie zu früh zu viel Geld verdienten.

Das ist Quatsch. Je eher du deine erste Million machst, desto besser. Über Baseball-Spieler oder Filmstars wird nicht so viel Aufhebens gemacht, wenn sie Millionen kassieren. Das liegt daran, daß die Mehrheit der Basketballer Afro-Amerikaner sind, deshalb sehen die Medien das in einem anderen Licht. Diese jungen Spieler sagen, was sie denken, und den Medien paßt das nicht, die wollen daß du die Klappe hälst und brav deinen Job verrichtest. Aber so läuft das nicht mehr. Wie Charles Barkley sagte; wir leben in den Neunzigern und die Dinge haben sich geändert. Die Medien müssen begreifen, daß man uns nicht mehr das Wort verbieten kann. Außerdem wollen die Medien ja ständig Interviews und Kommentare von Spielern. Dann müssen sie akzeptieren, daß die Spieler ihre Position vertreten. Vielleicht sind die Spieler heute arroganter. OK. Aber wenn sie das nicht wären, hätten sie es nicht in die NBA geschafft.

Spielt Rassismus in der Beurteilung der Medien eine Rolle?

Ich denke ja. Sie wollen, wie gesagt, daß wir die Klappe halten. Aber das ist vor-bei. Überall im Sport. Wir sagen, was wir den-ken. Und wenn das was wir sagen den Medien nicht paßt, haben die Medien Pech gehabt.

Aber ist es nicht so, daß Basketballer in der Regel deutlichere Worte finden, als Athleten anderer Sportarten?

Ja, das stimmt. Aber das liegt zum Teil daran, daß Basketballer, weil Basketball von den Medien so stark gehypt wird, ständig interviewt werden. Ständig wird man zu diesem und jenem gefragt und wenn man dann deutlich seine Meinung sagt, paßt es ihnen auch nicht. Wenn mich einer nach meiner Meinung fragt, kriegt er sie.

Kommt die Kritik, die sich diesen Sommer am Dream Team II festmachte, nicht auch daher, daß Spieler wie Shaquille O□Neal von den Medien und besonders von den Sponsoren zu schnell zu Superstars deklariert werden?

Was mich betrifft: ich kenne nur einen Superstar in meinem Leben. Und das ist Jesus. Alle anderen sind für mich Medienstars. Und es stimmt, daß Medien und Werbung Einfluß nehmen, wer zum Superstar gemacht wird. Ich meine, die NBA hat in den letzten zehn Jahren hervorragende Marketingarbeit geleistet. Und Medien und Werbung vermitteln den Fans das Image der Spieler. Deshalb braucht die NBA Aushängeschilder. Das wurde mit Magic Johnson und Larry so gemacht, da wurde die Rivalität in den Vordergrund gestellt, und dann wurde Michael Jordan zum Megastar. Das lag aber auch daran, daß er in Chicago spielte und deshalb ständig auf einem großen Markt präsent war. Wenn Michael bei einem wirtschaftlich unbedeutenderen Team gespielt hätte, wäre das anders gelaufen. Und Shaquille O'Neal ist jetzt einer dieser Spieler. Weil Orlando ein wachsender Markt ist und besonders, weil O'Neal bei den Kindern so gut ankommt. Das hat es bisher nicht gegeben, daß jemand seiner Größe so gut mit Kindern umgehen kann.

Es kommt also nicht nur auf die spielerischen Qualitäten an?

Nein, die sind natürlich die Voraussetzung, aber viel hängt auch davon ab, wie die NBA einen Spieler vermarktet, was für ein Bild die Medien von ihm zeichnen und wo er spielt.

Kann Shaq O□Neal diese Anforderungen denn erfüllen? Bis jetzt hat er spielerisch noch keine Superstarqualitäten gezeigt.

Davon bin ich überzeugt. Er wird noch dahin kommen. Er hat sich bereits stark verbessert und ist der zweit- oder drittstärkste Center. Er wird der Superstar werden, den die NBA braucht.

Sie sind also überzeugt, daß die NBA den Rücktritt von Michael Jordan verkraftet?

Oh ja. Solange die NBA als Organisation so weiter macht wie bisher, wird sie keine Probleme haben. Jeder kann einen Basketball nehmen und rausgehen und spielen. Das ist der Vorteil von Basketball. Und deshalb gibt es soviele Talente. Vor zwei Jahren war es Shaq O'Neal, letztes Jahr Chris Webber *(Golden State, G.B.)*, Er ist der talentierteste Spieler seit langem. Ich habe diesen Sommer mit ihm gespielt, und er hat schon jetzt jede Facette von Basketball begriffen. Dann sind da Jason Kidd und Grant Hill, die in Dallas und Detroit nur gewinnen können, weil ihre Teams zur Zeit sehr schwach sind.

Überhaupt scheint die NBA dieses Jahr sehr viel ausgeglichener. Wer sind Ihrer Meinung nach die härtesten Rivalen um die NBA-Krone?

Bei uns im Osten, Orlando und Indiana, vielleicht Charlotte, die werden unterschätzt, sind aber gefährlich. Was den Westen angeht, Houston, schon allein weil sie die Titelverteidiger sind. Obwohl ich denke, daß wir das bessere Team waren, aber als Titelverteidiger sind sie das zu schlagende Team. Dann Utah und Denver, die besser sein werden als letztes Jahr und natürlich Phoenix, weil Charles Barkley dort spielt. Aber ich glaube, daß wir wieder gegen Houston spielen werden.

Gunter Blank schrieb zuletzt in KONKRET 5/94 über das »Spiegel-Spezial Pop & Politik«

Konkret 11/94, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Weil die Redaktion des »Berliner Kurier« begründeten Zweifel hegt, ob Leute, die ein Blatt wie das Ihre lesen, ohne fremde Hilfe in der Nase bohren können, bietet sie den Rat von Experten an. »Renn-As Michael Schumacher« etwa gibt den autofahrenden Lesern wertvolle »Tips zum Überholen«:

Je nach Geschwindigkeit mehrere hundert Meter Überholweg einplanen. Tip: Vorm Überholen einen Gang runterschalten, dann beschleunigt der Wagen besser. Die nächste Kurve oder der Gegenverkehr müssen weit genug entfernt sein. Sind Sie unsicher, lieber abwarten. Versichern Sie sich im Rückspiegel, ob jemand hinter Ihnen auch gerade überholen will. Nicht den Blinker vergessen, damit die Fahrer vor oder hinter Ihnen Ihre Absicht erkennen. Auch die Fahrbahnverhältnisse, wie Straßenbreite, Fahrbahnbelag und Wetterbedingung, müssen beachtet werden.

Eine riskante Expertise. Kein Wort davon, daß der Fahrer oder die Fahrerin zuerst einsteigen und möglichst auf dem vorderen linken Sitz Platz nehmen soll, und zwar so, daß seine oder ihre Nase der sog. Windschutzscheibe zugekehrt ist, nicht jedoch derart, daß dabei die Nasenlöcher zum Wagendach blicken. Wenn aber einem »Kurier«-Leser was passiert, will es der Schumacher natürlich nicht gewesen sein.

Ein deutscher Mann, der sein ganzes Journalistenleben lang den Mächtigen noch tiefer hineingekrochen ist als er die Machtlosen verachtet hat, kommt kurz vor der Verrentung für einen Augenblick heraus:

Der alte Schlagertext »Die Männer sind doch die Liebe wert« hat offenbar noch immer seine Gültigkeit in unserer rauen Welt der Gleichberechtigung! 8.000 Spanierinnen jedenfalls gerieten angesichts eines einzigen attraktiven Stierkämpfers in hemmungsloser Verzückung. Nachdem der wackere Torero 7 Stiere mit dem Degen ins Jenseits befördert hatte, flogen ihm nicht nur die Herzen, sondern auch unzählige Blusen, Höschen und Büstenhalter in der Arena zu. Welcher Mann in unseren Breiten kann sich schon derart enthusiastischen Zuspruchs erfreuen? Wer von uns geplagten Männern möchte nicht mindestens einmal im Leben ein so begehrter Torero sein?

Coming out nennen`s die Amerikaner. Ein ganzes Politbüro hat der Lothar Loewe in den Staub der Springerpresse getreten, und was war der Emanzen Lohn? Werfen dem Helden der westlichen Welt nicht einen Schlüpfer, ja nicht mal ein Tampon in die Arena. Armes Schwein.

Die kleinen Sünden straft der Gott, der Zeitungen wachsen läßt, sofort. Wer beispielsweise den Schwur bricht, die Zonengrenze nicht eher zu überqueren, bis dort wieder der Paß gezeigt werden muß und nach Gänsefleisch gefragt wird (Gän se fleisch mal ‘n Kofferraum aufmachn?), darf sich nicht wundern, wenn ihm in Berlin der Lutz Rathenow aus dem »Tagesspiegel« aufs Frühstücksei spuckt:

Ich habe mich zu Gysi bislang nicht geäußert. Er war einmal mein Anwalt. Wir kamen miteinander aus. Ironische Dialoge entwickelten sogar Sympathie.

Als aber die ironischen Dialoge fertig entwickelt hatten, war mit der Sympathie nicht mehr gut Kirschenessen bzw. Kaffetrinken:

Wenn Gysi heute mutmaßt, das Katja Havemann mit ihm nicht unzufrieden gewesen sein könne, verkennt er die Lage,

in der das Katja Havemann ihm befindet, und erst das Rathenow, wenn es schreibt:

Der Grad staatlicher Verärgerung sollte – auch über Gysi – immer neu getestet werden.

Und zwar von den graden deutschen Gradtestern, die sich gestern nicht durch Gysis Stasi zu Gradmessern haben beugen lassen und heute nicht durch den Duden.

Wenn ich heute Gysis Texte lese,

Lese? Du? Angeber!

gebe ich dem Kritiker im nachhinein recht,

dem er gestern im vorheraus nicht unrecht gegeben hat, als Frau Havemann bat, Verwandte einreisen zu lassen bzw.

bei der Bitte Katja Havemanns, als sie um Einreiseerlaubnis von Verwandten bat.

Es handelte sich um eine der bekannten Bitten um Bitten, die jetzt nicht mehr nötig sind, weil die Bittsteller nach 1989 selber bei der Staatssicherheit Karriere gemacht haben und Parteistrafen vorschlagen können:

Gisy hat seinen Verstoß gegen die Gepflogenheiten des Berufsstandes Rechtsanwalt selbst der Öffentlichkeit preisgegeben. Daß er ihn schildert, ohne sich zu entschuldigen oder auch die Verletzung seiner Anwaltspflichten zu erkennen, deutet auf mangelnde berufliche Kompetenz. Daraus sollten er oder die berufsständischen Organisationen ihre Schlußfolgerungen ziehen.

An diesem Ende schien es der Redaktion geboten, den Lesern, die vielleicht auf Schmiermichel getippt hätten, mitzuteilen:

Der Autor ist Schriftsteller

Er hat ungezählte Verstöße gegen die Regeln der Grammatik selbst der Öffentlichkeit preisgegeben. Daß er immer weiter schreibt, ohne sich zu entschuldigen oder auch die Verstümmelung der Sprache zu erkennen, deutet auf mangelnde berufliche Kompetenz. Daraus sollten er oder die berufsständischen Organisationen ihre Schlußfolgerungen ziehen, auf das Rathenow sich ganz dem Gradtesten, dem Bittenbitten, dem hinterher im nachhinein Rechtgeben und den Sympathie entwickelnden ironischen Dialogen widmen kann, beim Barte des Poeten.

Pfarrer Schorlemmer auf der Reise nach Jerusalem:

Ich habe die zweifelhafte Begabung, mich zwischen die Stühle zu setzen, und erlebe, wie sie gleichzeitig von beiden Seiten weggezogen werden und ich dann in den Nesseln sitze,

einsam und verlassen, zwischen der Evangelischen Akademie, deren Studien er leiten muß, der Deutschen Unesco-Kommission und dem PEN, deren Mitglied er ist, und der SPD-Fraktion im Rat von Lutherstadt, der er vorsteht, um sich herum nichts als Carl von Ossietzky-Medaillen, Friedenspreise des deutschen Buchhandels und ein paar tausend Einladungen, sich zwischen alle zwischen ORB und 3-SAT aufgestellten Talkshowstühle zu setzen, als einer der dazwischensitzendsten Querdenker überhaupt.

Ein Graf von Arnim, der das Grundstück seiner Ahnen wiederhaben will, läßt im »Neuen Deutschland« das Revolutionsbarometer platzen:

In einem uckermärkischen Dorf sollen überholte und unsoziale Herrschaftsverhältnisse wieder aufleben.

Da haben der Herr Graf aber seine Rechnung ohne die Zeitung der Partei des Demokratischen Sozialismus gemacht, ha! Ihre Redakteure werden die zeitgemäßen Herrschaftsformen gegen die überholten verteidigen, und zwar am zeitgemäßen PC und bis zum letzten Hauch von Mann und DOS.

Lothar Rühl dichtet in der »Welt«:

Rubikon in Algerien

Die Wüste lebt. Rühl hat sie bewässert.

Der sozialdemokratische Schlagertexter Diether Dehm hat im Wahlkampf gesagt, es sei ein Fehler der SPD gewesen,

Ende 1993 die sozialen Konflikte durch das Warten auf Scharping zu ersetzen.

Die sozialen Konflikte hat sie durch das Warten auf Scharping ersetzt, den Kladderadatsch durch Scharpings Nominierung, die Verelendung der Massen durch Scharpings Kandida-tur. Wodurch wird sie die Weltrevolution ersetzen? Durch Briefwahl.

In der »Frankfurter Allgemeinen« hat ein Klaus Natorp die Geißel unserer Zeit beim Wickel:

Die meisten Konflikte, welche die Welt zur Zeit in Atem halten, haben auf die eine oder andere Weise mit dem Bevölkerungswachstum zu tun.

Unbestreitbar. Schrumpfte die Bevölkerung ab morgen im Tempo ihres gestrigen Wachstums, könnte vielleicht schon in zwanzig Jahren ein Armenier keinen Aseri zum Konfliktanfangen mehr auftreiben. Darum laßt uns heute und hier beginnen. Zurecht überschreibt der Autor seine Klage mit den Worten:

Weil wir zu viele sind

Einen davon kenne ich. Es ist der Klaus Natorp.